

Mozart:Forum 2024

Mozart und
das jüdische
Wien der
1780er Jahre

Mozart:Forum 2024

**Mozart und das jüdische
Wien der 1780er Jahre**

Konzerte

Requiem KV 626 und UA

Le nozze di Figaro KV 492

Buchpräsentation

Il re pastore KV 208

Masterclasses

E-MOZ(art)

...

mit

Robert Levin

Hagai Shaham

Shir Semmel

Claudius Tanski

Laurenz Lütteken

Kobie van Rensburg

u. v. m.

Inhalt

Grußworte

Elisabeth Gutjahr → 4

Gernot Sahler → 6

Programm → 9

„Die Rechte der Menschheit“? –

Mozart und das jüdische Wien

Laurenz Lütteken → 30

Maria Theresia und die Prager Juden

Die schmerzliche Vorgeschichte zu

Mozarts jüdischem Wien

Monika Czernin und Rotraud Ries → 42

Die jüdische Emanzipation und Mozart

Gottfried Franz Kasperek → 50

Mozarts Begegnung mit dem Judentum

im Spiegel des Familien-Briefwechsels

Rainer J. Schwob → 62

Von „Verantwortung“ zu „response-ability“.

Eine Rede.

Thomas Ballhausen → 70

Dokumente → 84

Impressum → 100

Mit diesem Jahresprogramm, seinen musikalischen Höhepunkten und dem Leitgedanken „Mozart und das Judentum“ öffnet das Mozartforum erneut einen geschärften Blick auf die Lebenswirklichkeiten des Komponisten. Von Adel und Klerus seiner Zeit gleichermaßen abhängig, findet Mozart und seine Familie in Wien vor allem bei Juden Wohlwollen und auch materielle Unterstützung: sei es kostenfreie Logis, manch finanzieller Support oder Einladungen in die Salons.

Das Zeitalter der Aufklärung, das Vernunft und Wissen, Geist und Willen als menschliche Tugenden lobt, um Emanzipation, Bildung, Bürger- und vor allem die Menschenrechte zu feiern, findet am Ende des 18. Jahrhunderts seinen Höhepunkt mit unmittelbaren Auswirkungen auf die geistige Atmosphäre, in der Wolfgang Amadé Mozart aufwächst und seine Position in der Gesellschaft finden will. Seine Sozialisierung ist bestimmt von der Realität des Untertanen, der Pflicht zum absoluten Gehorsam gegenüber der Autorität, sei es Kirche, sei es weltlicher Herrscher. Er begegnet aber auch den großen Gedanken der Aufklärung, den Fragen nach der Unsterblichkeit und wahren Größe des freien menschlichen Geistes, wie dies beispielsweise Moses Mendelssohn 1767 in seinen Schriften aufzeigt.

Mit Joseph II erfährt Wien am Ende des 18. Jahrhunderts eine Atmosphäre der Toleranz gegenüber anderen Religionen und Weltanschauungen, was sich insbesondere in den sogenannten Toleranzpatenten zeigt: 1781 zunächst gegenüber den Protestanten, 1782 gegenüber den Juden und 1785 schließen gegenüber den Freimaurern (was allerdings 1795 wieder zurückgenommen wurde). Es ist die Zeit der großen Umbrüche, die in Frankreich schließlich zum Sturm auf die Bastille und die Französische Revolution führen.

Auf diesem Hintergrund mag man sich den Wiener Mozart als gern gesehenen Gast im Salon der Fanny von Arnstein vorstellen, die selbst eine hervorragende Pianistin gewesen sein soll (bei C.Ph.E. Bach ausgebildet). Aufgewachsen im weltoffenen Berlin, 17-jährig mit dem Wiener Nathan Arnstein verheiratet, gründet sie einen der ersten und erfolgreichsten Salons in Wien. Eine kleine Revolution, denn in diesem Ambiente (dem privaten Salon) durfte sie Gastgeberin sein, noch dazu als Jüdin ohne eigenes Haus oder Palais – damals wohnten die Arnsteins noch zur Miete, da Juden in Wien keinen Grundbesitz erwerben durften. Ihre Gäste, die sogenannten Habitués repräsentieren vielerlei Religion oder Weltanschauung, es sind reiche Bürgerliche ebenso wie niederer und höherer Adel – und natürlich Künstler wie Wolfgang A. Mozart oder Ludwig van Beethoven. Es wird musiziert, gelesen und diskutiert. Man trifft sich regelmäßig, was hier zählen sind Esprit, Bildung, Geselligkeit und Kunstverständnis. Möglicherweise findet Mozart in den Salons ein Umfeld, das ihm wenigstens für Momente eine geistige Heimat bietet. Diese einzigartigen literarisch-musikalischen Salons, von gebildeten jüdischen Frauen in Berlin oder Wien geführt, haben unseren heutigen Kulturbegriff mitgeprägt. Welch' Dreiklang: Aufklärung, Judentum, Kultur.

Das Jahresprogramm will erneut als Reiseführer durch das großartige Programm dienen.

Gratulation und Dank für die Programmgestaltung.

Elisabeth Gutjahr
Rektorin der Universität Mozarteum Salzburg

Hochverehrtes Publikum, liebe Studierende, Lehrende und Angehörige der Universität Mozarteum Salzburg, wir begrüßen Sie sehr herzlich zum

Mozart:Forum 2024 **„Mozart und das jüdische Wien der 1780er Jahre“**

Wir wollen uns mit Mozarts umfassenden Musikbegriff beschäftigen, der geschärft wurde durch seine Auseinandersetzung mit Texten von **Moses Mendelssohn**, die zentrale Figur der damaligen jüdischen Aufklärung. Mozart besaß dessen 1767 erstmals veröffentlichte Schrift „Phädon“.

Die aus Frankfurt stammende jüdische Familie Wetzlar, die 1761 endgültig nach Wien übersiedelte, gehörte von Beginn an zu den Förderern Mozarts in Wien, in deren Haus das junge Ehepaar Mozart nach der Hochzeit mietfrei wohnen durfte.

Im Salon, den die Wetzlars unterhielten, kam es auch zur ersten, für Mozart so wichtigen Begegnung mit Lorenzo da Ponte, der ebenfalls jüdische Wurzeln hatte. Raimund (eigentlich Naphtali Herz Wetzlar) war Taufpate von Mozarts erstem Sohn Raimund Leopold, der aber nach drei Monaten verstarb. Ebenfalls war Mozart regelmäßiger Gast im bedeutenden Salon von **Fanny Arnstein**. Auch die Arnsteins gehörten zu den Gönnern Mozarts.

Insgesamt konnten diese Salons nach dem „**Toleranzpatent**“ von 1782, in dem Angehörige aller Konfessionen die vollen Bürgerrechte erhielten und dem „**Judenpatent**“, welches die Integration der Juden in den neuen Zentralstaat ermöglichte, in einer veränderten, selbstbewussteren gesellschaftlichen Stellung stattfinden.

Auch in diesem Jahr haben wir wieder Konzerte und Masterclasses mit hochkarätigen Gästen: u. a. die Pianistin **Shir Semmel** aus Israel, den Pianisten **Robert Levin**, den Sänger und Regisseur **Kobie van Rensburg** sowie den Geiger **Hagai Shaham**. Der Musikwissenschaftler **Laurenz Lütteken** (Universität Zürich) wird exklusiv sein neues Buch über die Zauberflöte vorstellen. Daneben natürlich viel Musik: Mozarts Requiem ergänzt durch eine Uraufführung von Frank Schwemmer, Le nozze di Figaro, Il re Pastore als Opernproduktionen und vieles mehr.

Möge in dieser speziellen Zeit, in diesen schlimmen Wochen und Monaten diese unsere thematische Beschäftigung zur allgemeinen Versöhnung beitragen!...

Ich grüße Sie herzlich in „mozartscher Verbundenheit“ im Namen des gesamten Leitungsteams des Mozartforums,

Ihr

Gernot Sahler
Leitender Koordinator des Mozartforums



© iStock

Programm

Sa, 9. März 2024

19:00 Uhr

Großer Saal, Stiftung Mozarteum

Schwarzstraße 28, 5020 Salzburg

Mozart & Schwemmer

Frank Schwemmer (*1961): „mein Wort mein Glück mein Weinen“ (UA)
Wolfgang Amadé Mozart: Requiem d-Moll KV 626

Mozarteum UniChor

Solist*innen der Oratorienklasse

Akademieorchester der Universität Mozarteum Salzburg

Leitung: Jörn Andresen

Der deutsche Komponist Frank Schwemmer gilt als Spezialist für singbare zeitgenössische Chormusik. Vor zwei Jahren erging ein Auftrag der Universität Mozarteum an ihn, einen Kommentar zu Mozarts Requiem KV 626 zu schreiben.

Sein Stück „mein Wort mein Glück mein Weinen“ erweitert den existenziellen Fragenkreis von Mozarts Todesmusik um entsprechende Texte von Thomas Bernhard. Eine besondere Rolle erhält in diesem Zusammenhang auch ein weiterer „Star“: Mozarts geliebter, aber allzu früh verstorbener singender Vogel „Stahrl“.

Programm

Mo, 8. April 2024

18:00 Uhr

Solitär, Universität Mozarteum Salzburg

Mirabellplatz 1, 5020 Salzburg

Die Zauberflöte. Mozart und der Abschied von der Aufklärung

Buchpräsentation mit Laurenz Lütteken, Universität Zürich

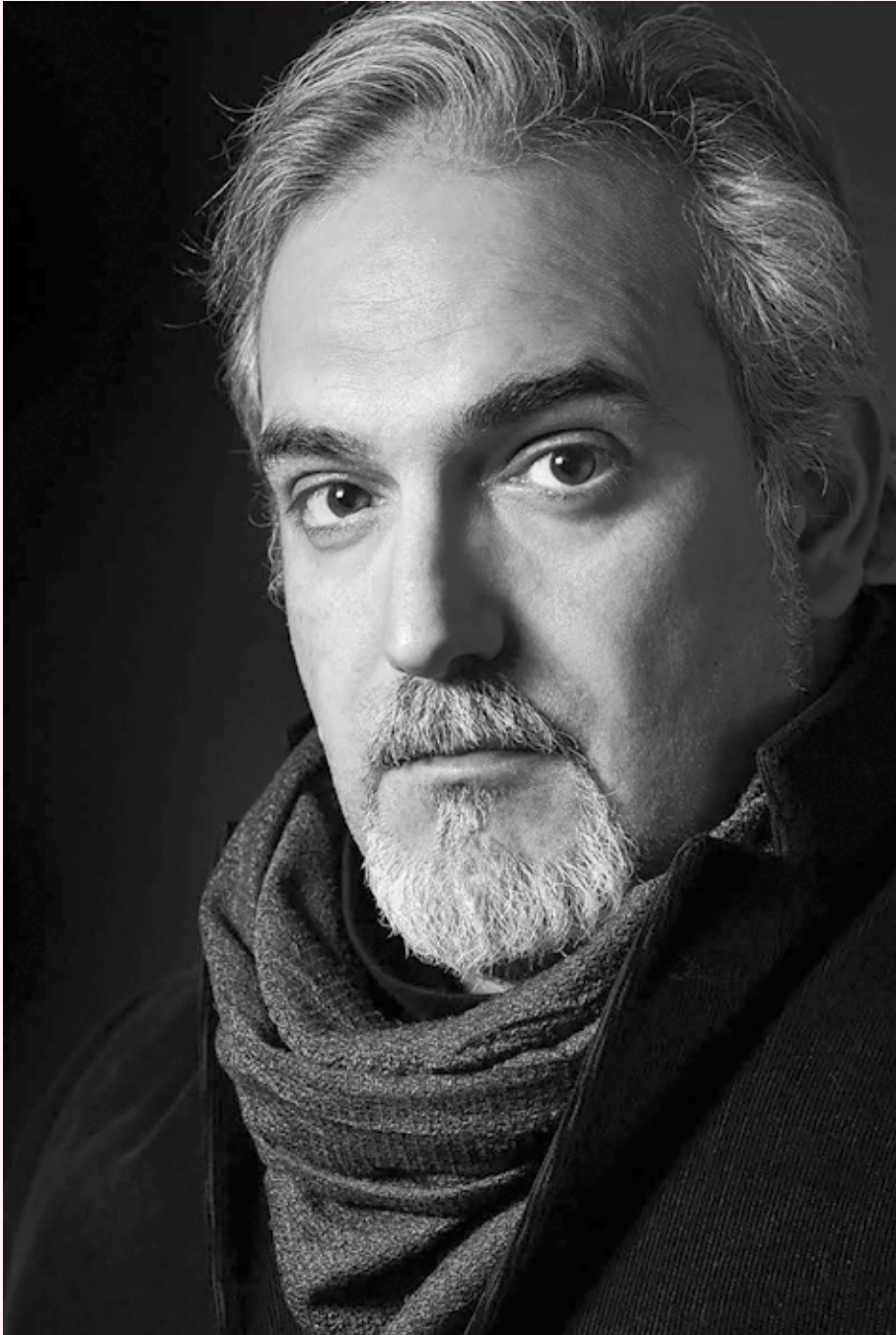
Moderation: Yvonne Wasserloos

Kammermusikalische Umrahmung:
Studierende des Instituts für Kammermusik

Erneut dürfen wir mit Laurenz Lütteken einen der renommiertesten Mozart-Forscher weltweit begrüßen. Im März 2024 erscheint sein neues Buch „Die Zauberflöte. Mozart und der Abschied von der Aufklärung“, welches er im Rahmen des Mozartforums exklusiv präsentieren wird.

Mozarts Zauberflöte gilt als großes Rätselwerk. So steil der Aufstieg dieser Oper gleich nach ihrer Uraufführung war, so rasch wuchs die Zahl der Versuche, ihr Geheimnis zu entschlüsseln. Laurenz Lütteken führt durch die großen Themen der Oper und erschließt sie konsequent aus Mozarts Epoche heraus. Daraus gewinnt er ein radikal neues Verständnis der Zauberflöte und ihrer überwältigenden Musik.

Denn die Welt der Zauberflöte ist nicht einfach eine Phantasiewelt. In ihr spiegelt sich vielmehr das Zeitalter der Aufklärung mit seinen drängenden Themen, von der guten Herrschaft über den Selbstmord bis hin zur entfesselten und gezähmten Natur. Mozart wurde in Wien mit einer bedingungslosen Form der Aufklärung intensiv vertraut – und nahm in seiner letzten Oper Abschied von ihr. Denn die Zauberflöte lebt, wie Laurenz Lütteken beeindruckend zeigt, von der bestürzenden Einsicht, dass die Vielgestaltigkeit der Welt sich nicht mehr von der einen Vernunft ordnen lässt. Nur die Musik kann diese Vielfalt überhaupt noch erfahrbar machen. So ist die Zauberflöte, diese hierzulande bis heute meistgespielte Oper überhaupt, bei aller Komik und Überdrehtheit, bei aller Rede von Tugend und Gerechtigkeit, durchweht von einer Melancholie, die das Scheitern einer Epoche anzeigt.



Kobie van Rensburg

Programm

Sa, 20. & So, 21. April 2024
Opernstudio, Universität Mozarteum Salzburg
Mirabellplatz 1, 5020 Salzburg

Masterclass mit Kobie van Rensburg

Le nozze di Figaro

Kobie van Rensburg wurde in Johannesburg geboren und absolvierte neben seinem Gesangsstudium auch ein Studium der Rechts- und Politikwissenschaft. Bereits im Alter von 20 Jahren debütierte er 1991 als Belmonte in Mozarts *Entführung aus dem Serail* an der Roodepoort City Opera. Er gewann mehrere renommierte Gesangswettbewerbe und wurde schnell ein international gefeierter Tenor mit Gastspielen an der New Yorker Metropolitan Opera, der Berliner Staatsoper, der Bayerischen Staatsoper, den Opern von Seattle, Montpellier, Lissabon, Toulouse, Madrid, Stuttgart und Basel. Seit 2002 ist van Rensburg auch als Regisseur tätig: In jenem Jahr erzielte die von ihm kreierte barocke Pasticcio-Oper *Ein Theater nach der Mode*, die er gemeinsam mit Peer Boysen am Münchner Gärtnerplatztheater auf die Bühne brachte, einen umwerfenden Erfolg.

Es folgten *L'Orfeo* in Halle, *Il Trionfo del Tempo e del Disinganno* und *L'incoronazione di Poppea* in Passau, *Ariodante* am Münchner Cuvilliés-Theater, *La Resurrezione* am Berliner Radialsystem, Mozarts *Die Zauberflöte* und G.F. Händels *Ariodante* am Theater Münster, Gioacchino Rossinis *La Cenerentola* und G.F. Händels *Rinaldo* am Theater Chemnitz. Mit seine Inszenierungen von *Le nozze di Figaro*, *Don Giovanni* und *Der Barbier von Sevilla* sowie die von ihm selbst kreierte Opernpasticci *The Gods Must Be Crazy*, *Der seltsame Fall des Klaus Grünberg* und *The Plague* am Theater Krefeld und Mönchengladbach hatte er große Publikumserfolge und erhielt bereits mehrfach den „Theater Oscar“ der Rheinischen Post.



Hagai Shaham

Programm

Mo, 6. & Di, 7. Mai 2024
Solitär, Universität Mozarteum Salzburg
Mirabellplatz 1, 5020 Salzburg

Masterclass mit Hagai Shaham

Mozarts Sonaten für Klavier und Violine

Es ist der Universität Mozarteum eine große Freude, Hagai Shaham seit dem Wintersemester 2023/24 als Universitätsprofessor für Violine willkommen zu heißen. Hagai Shaham, der für seine mitreißende Virtuosität, seinen strahlenden Ton und seinen tiefgründigen künstlerischen Ausdruck gefeiert wird, ist international als einer der aufregendsten israelischen Geiger anerkannt. Shaham war ein Schüler der renommierten Professorin Ilona Feher. Er setzte seine Studien bei Emanuel Borok, Arnold Steinhardt und dem Guarneri-Quartett fort.

Zu Shahams Auszeichnungen gehören erste Preise beim ARD-Wettbewerb in München, beim Ilona-Kornhauser-Wettbewerb, beim Wettbewerb der Israel Broadcasting Authority, beim Clairmont-Wettbewerb und bei den Preisen der America-Israel Cultural Foundation.

Als Solist konzertierte er mit dem Royal Philharmonic Orchestra, dem BBC Philharmonic Orchestra, dem English Chamber Orchestra, dem SWF und der Rheinischen Philharmonie, den Prager Philharmonikern und Rundfunkorchestern, den slowakischen und Belgrader Philharmonikern, dem Hongkong, Taipeh, Shanghai, Singapur, KBS Seoul Symphony Orchestra, Sao Paulo, Buenos Aires, Jerusalem und dem Israel Philharmonic Orchestra unter Zubin Mehta. Mit dem Israel Philharmonic Orchestra trat er als Solist zusammen mit Mischa Maisky und Mehta bei den Feierlichkeiten zum 70-jährigen Bestehen des Orchesters auf.

Shaham konzertierte in der Carnegie Hall, der Royal Festival Hall, dem Barbican Centre, der Wigmore Hall, dem Pariser Théâtre des Champs Elysées und dem Pleyel, dem Salzburger Mozarteum, dem Wiener Musikverein, der Tonhalle Zürich. Amsterdam Concertgebouw und die Festivals von Schleswig-Holstein, Reingau, Bad Kissingen, Bodensee, Montpellier, Cerventino, Kuhmo, Casals und Israel.

Programm

18., 19., 20. & 21. Juni 2024

18:30 Uhr

Max Schlereth Saal, Universität Mozarteum Salzburg

Mirabellplatz 1, 5020 Salzburg

Le nozze di Figaro

Opera buffa von Wolfgang Amadé Mozart

Libretto von Lorenzo da Ponte nach *La Folle Journée ou Le Mariage de Figaro* von Pierre Augustin Caron de Beaumarchais

*„Vergessen Sie nicht, Madame,
dass der Wind, der eine Kerze löscht,
eine Glut aufkommen lässt,
und dass wir diese Glut sind.“*

Beaumarchais,

Der Barbier von Sevilla oder die nutzlose Vorsicht

Ein afrikanischer Wüstenwind scheint das Schloss des Grafen Almaviva, Groß-Corregidor von Andalusien, zu durchwehen. Hochzeitsvorbereitungen. Wie in einem bösen Traum: Figaro muss schlagartig erkennen, dass er reingelegt wurde, dass sein Herr, der Conte, bestrebt ist, die Hochzeit platzen zu lassen, um seiner Verlobten Susanna habhaft zu werden – der neuen Kammerzofe der Gräfin.

Der Gräfin hingegen ist Almaviva längst müde geworden; einst war sie, die „Bürgerliche“ mit dem Namen Rosina, den Klauen ihres Vormunds Bartolo durch Figaros List entrissen worden. Figaro hatte seinem Vorgesetzten bereits eine ganze Reihe an Schönheiten zugeführt, doch nun geht die Wilderei im eigenen Schloss los – und Figaro macht dem liebeshungrigen Machthaber eine Kampfansage. Er stürzt sich in ein abenteuerliches Intrigenspinnet, sieht sich plötzlich in einen Prozess verwickelt und muss, weil zahlungsunfähig, (unerkannterweise) fast seine Mutter heiraten. Die Nacht bricht herein, doch der „tolle Tag“ ist noch nicht vorbei.



delafliche, Abraham Bloemaert, Die Hochzeit von Peleus und Thetis

Musikalische Leitung: Gernot Sahler
Szenische Leitung: Alexander von Pfeil
Ausstattung: Thorben Schumüller
Dramaturgie: Malte Krasting

Kammerorchester der Universität Mozarteum Salzburg

Eine Produktion des Departments Oper & Musiktheater
in Kooperation mit dem Department Szenografie.

Programm

Sa, 5. Oktober 2024

Beginnzeit wird noch bekanntgegeben

Rittersaal der Alten Residenz

DomQuartier Salzburg

Residenzplatz 1, 5020 Salzburg

Im Rahmen des Salzburger Museumswochenendes 2024

Michael Haydn „Die Wahrheit der Natur“ Wolfgang Amadé Mozart „Il re pastore“

Konzertante Aufführung

Studierende des Departments für Oper und Musiktheater

Kammerorchester der Universität Mozarteum Salzburg

Musikalische Leitung: Kai Röhrig

Die Salzburger Theatertradition des 18. Jahrhunderts war untrennbar mit der Benediktineruniversität verbunden. Besonders die universitären Finalkomödien waren sehr beliebt und allen Bürgern der Stadt zugänglich. Auch Michael Haydn lieferte originelle Beiträge, wie die Musik zum dramatischen Scherz- und Lehrgedicht „Die Wahrheit der Natur“ des Benediktinerpaters Florian Reichssiegel, komponiert im Jahr 1769, zeigt: Der Verstand in Gestalt des Mentors sucht mit Hilfe dreier Grazien, der Töchter der Natur, die wahre Kunst. Auf ihrer Erkenntnisreise stoßen die vier auf allerhand kuriose Gestalten. Viele Szenen stehen in ihrer Wortwahl den mozartschen Bäsle-Briefen nicht nach.

Nach einer Italienreise ins heimatliche Salzburg zurückkehrend, komponierte der 19-jährige Wolfgang Amadeus Mozart mehrere Bühnenwerke für seinen wichtigsten Auftraggeber, den Erzbischof. Fürst Hieronymus von Colloredo erteilte ihm den Auftrag, eine Oper auf einen Text von Pietro Metastasio zu komponieren, um den offiziellen Staatsbesuch des Erzherzogs Maximilian Franz zu würdigen. Der junge Komponist stellte das Werk in nur sechs Wochen fertig und „Il re pastore“ wurde am 23. April 1775 im Fürsterzbischöflichen Residenztheater unter der Leitung des Komponisten uraufgeführt, dabei verzichtete man auf eine szenische Realisierung. Mozart selbst bezeichnete sein Werk als Serenata und empfahl sich damit als Opernfabrikant, im Bewusstsein dessen, dass der Ursprung des Musiktheaters im Schäferspiel liegt, in Arkadien: ein Erbe der Antike.

Eine Kooperation des DomQuartiers Salzburg, der Universität Mozarteum Salzburg und der Johann Michael Haydn-Gesellschaft Salzburg.

 **DomQuartier
Salzburg**
Mehr als ein Museum

 **Johann Michael
Haydn
Gesellschaft**



Robert Levin | © Christian Schneider

Programm

Fr, 18. – So, 20. Oktober 2024

Abschlusskonzert: So, 20. Oktober 2024, 17:00 Uhr

Solitär, Universität Mozarteum Salzburg

Mirabellplatz 1, 5020 Salzburg

Masterclass Klavier & Hammerklavier

Robert Levin

Robert Levin ist Pianist, Dirigent, Musikwissenschaftler, Komponist und ständiger Gastprofessor an der Juilliard School, der Guildhall School of Music and Drama und der Sibelius Academy. Es gibt wohl kaum jemanden, der Mozarts Schaffen derart profund gleichermaßen interpretiert, lehrt und erforscht. Levin, 1947 geboren, studierte unter anderem bei N. Boulanger, R. Casadesus, C. Curzon, S. Wolpe und L. Martin in Fontainebleau, Paris, New York und Cambridge/MA. Mit 20 Jahren schrieb er eine Abschlussklausur an der Harvard University über das unvollendete Werk von Mozart.

Als renommierter Experte ergänzte er viele unvollendete Werke von W.A. Mozart, aber auch von J.S. Bach, L. v. Beethoven und F. Schubert. Herausragend dabei sind die Vollendung des Requiems und der „Großen Messe“ in c-Moll von Mozart. Letztere war von der Carnegie Hall in Auftrag gegeben worden und wurde 2005 aufgenommen und ausgezeichnet.

Robert Levin spielt Konzerte in der ganzen Welt, auf modernen und historischen Instrumenten. Als leidenschaftlicher Verfechter der Neuen Musik gab Robert Levin eine große Zahl von Werken in Auftrag, die von ihm uraufgeführt wurden. Er war Leiter des Musical Theory Department am Curtis Institute of Music, Professor am Purchase College der State University of New York, an der Hochschule für Musik Freiburg sowie von 1993 bis 2014 „Dwight P. Robinson, Jr. Research Professor für Geisteswissenschaften“ an der Harvard University. Von 2007 bis 2016 wurde er in der Nachfolge von P. Wolfe als Künstlerischer Leiter des Sarasota Music Festivals in Florida. Als Mitglied der American Academy of Arts and Sciences, der Akademie für Mozartforschung und Ehrenmitglied der American Academy of Arts and Letters ist er Präsident des Internationalen Johann-Sebastian-Bach Wettbewerbs Leipzig und erhielt 2018 von der Stadt Leipzig die Bach-Medaille.



Shir Semmel

Programm

Di, 26. November 2024

19:00 Uhr

Solitär, Universität Mozarteum Salzburg

Mirabellplatz 1, 5020 Salzburg

Mozart, seine jüdischen Zeitgenossen im Wien Josephs II, seine jüdischen Förderer und späteren Interpreten

Shir Semmel, Klavier

Claudius Tanski, Moderation

Programm

Wolfgang Amadé Mozart

Sonate Es-Dur KV 282

Adagio – Menuetto I, II – Allegro

Rondo a-Moll KV 511

Sonate A-Dur KV 331

Thema. Andante Grazioso – Menuetto – Alla Turca. Allegretto

Shir Semmel ist eine der herausragendsten Pianistinnen Israels. Ihre internationale Karriere führte sie in die renommiertesten Konzertsäle der Welt, wo sie von Publikum und Kritikern gefeiert wurde. Gefeiert als „wunderbare Pianistin“ mit „absoluter Hingabe zur Musik“, „bewundernswerter Technik“ (Globes) und „unaufhaltsamer Energie und Persönlichkeit“ (timesunionPLUS), wurden ihre Auftritte als „fesselnd von Anfang bis Ende“ (The Jerusalem Post) beschrieben.

Gemeinsam mit Mozarteums-Professor Claudius Tanski beleuchtet Shir Semmel Mozarts Kontakte und Beziehungen zum Judentum.

„That’s the face of Europe we want to see!“

ENSEMBLE BELLA MUSICA MOZARTEUM

Young Ambassadors of European Mozart Ways

„That’s the face of Europe we want to see!“ – dieser Kommentar einer ZuhörerIn drückt aus, welche Bedeutung das Musikprojekt des Pre-College BELLA MUSICA in den vielen Jahren seines Bestehens gewinnen konnte: junge Musiker*innen verschiedener Nationen nehmen sich gemeinsam des kulturellen Erbes Europas an, beleben diese Idee und begeistern ihr Publikum, wo immer sie auftreten.

BELLA MUSICA begibt sich auf die Spuren eines weltberühmten Mannes, nicht zuletzt aufgrund seiner internationalen Reisetätigkeit schon zu Lebzeiten seinen Namen in aller Welt bekannt gemacht hatte – Wolfgang Amadé Mozart. Als „Junge Botschafter*innen der Europäischen Mozartwege“ reisen Studierende aus Österreich, Deutschland und Italien alljährlich unter der Leitung von Stefan David Hummel „auf Mozarts Spuren“ zu all den Orten, die der junge Mozart vor allem während seiner ersten Italienreise (1769–1771) gemeinsam mit seinem Vater Leopold besucht hatte. Grundlegend hierfür ist auch die Kooperation mit den „Europäischen Mozartwegen“ (EMW), einem internationalen Netzwerk, das Städte, Regionen und Einrichtungen in zehn europäischen Mozart-Ländern verbindet. Was Wolfgang Amadé Mozart für jeden von uns bedeutet, in welcher Hinsicht er Anregung und Vorbild sein könnte, wodurch er, sein Leben und sein Werk so einzigartig sind, welchen Einfluss seine Musik auf unser Leben hat – all das soll im Mittelpunkt des Projektes stehen. Dabei wird der interkulturelle Dialog im Zeichen der Musik durch transnationalen Austausch und Zusammenarbeit gefördert.

Höhepunkt der Konzertreise 2023 war zweifelsohne der Auftritt im berühmten Palazzo Pitti in Florenz. Hier, in der Sala Bianca, musizierte Mozart am 1. April 1770 vor dem Großherzog Pietro Leopoldo, dem späteren Kaiser Leopold II. Ebenso beeindruckend war das Konzert in Venedig, in der Chiesa Santa Maria della Pietà, wo die Musiker*innen mit einem eigens gecharterten Vaporetto hingebraht wurden und wo einst auch Antonio Vivaldi (Venedig 1678–1741 Wien) wirkte. Neapel, Terni und Rom waren weitere Ziele auf der Reiseroute, allesamt mit überaus erfolgreichen Konzerten.

Besonders fruchtbar zeigte sich die 2022 begonnene Zusammenarbeit mit dem Conservatorio San Pietro a Majella in Neapel: in einem aufwändigen Auswahlverfahren wurden fünf junge Streicher*innen ausgewählt, die 2023 erstmals bei der Tournee dabei waren. Ebenso freuen wir uns über die Kooperation mit dem Conservatorio Santa Cecilia Rom die ebenso Musiker*innen zu unserem Projekt entsandten. Ein weiterer Kooperationspartner konnte neu gewonnen werden: ab Sommer 2024 wird das Conservatorio Claudio Monteverdi in Bozen mit ihren hochbegabten Jungstudierenden auch bei dem BELLA MUSICA Projekt mitwirken.

Als weiterer Kooperationspartner kommt ab 2024 die Internationale Stiftung Mozarteum hinzu. Sie wird den Studierenden Originalinstrumente von Wolfgang Amadé Mozart (u.a. die Originalgeige) für ausgewählte Konzerte auf der Konzertreise im Sommer 2023 und für Konzerte in den Salzburg Mozart-Museen zur Verfügung stellen und die Sicherheitslogistik koordinieren. Die Originalgeige von Mozart wurde 1764 von Pietro Antonio Dalla Costa angefertigt. Es gilt als erwiesen, dass Mozart die Costa-Geige bei privaten und öffentlichen Auftritten gespielt hat. Pietro Antonio Dalla Costa stammt aus der venezianischen Schule. Er orientierte sich an der Bauweise der Familie Amati, hat dabei aber einen eigenen Stil entwickelt. Costa-Violenen haben einen kräftigen und tragenden Klang und sind nach wie vor gesuchte und viel verwendete Konzert-Instrumente. Die BELLA MUSICA Tournee 2024 wird folgende Reiseziele beinhalten: Terni, Rom, Florenz, Lucca, Mailand, Cremona, Verona Nogaredo und Bozen.

Neben dem Dialog im Zeichen der künstlerischen Kreativität und des länderübergreifenden Austauschs ist für Stefan David Hummel der soziale Aspekt ein besonderes Anliegen: BELLA MUSICA trat in Schulen und Krankenhäusern auf und gab Benefizkonzerte u.a. für die Erdbebenopfer in Mittelitalien oder für Patient*innen mit Covid-19. Auch trat das Orchester in Neapels überfülltem Bezirk Sanità auf, gemeinsam mit dem Sanitätsensemble, einem Orchesterprojekt für sozial benachteiligte Kinder.

Internationaler Mozartwettbewerb Salzburg

Der Internationale Mozartwettbewerb Salzburg wird seit 1975 in Salzburg von der Universität Mozarteum Salzburg veranstaltet und steht unter dem Ehrenschatz des Bundespräsidenten. Dem Ehrenschatz gehören der Landeshauptmann/die Landeshauptfrau, der Bürgermeister/die Bürgermeisterin der Stadt Salzburg sowie der Bundesminister für Bildung, Wissenschaft und Forschung an. Geleitet wird dieser Wettbewerb vom Rektorat der Universität Mozarteum, derzeit liegt die künstlerische Leitung bei Hannfried Lucke, Vizerektor für Kunst.

Die Mozartstadt Salzburg ist wie keine andere von Musik geprägt: Die Salzburger Festspiele, die Mozartwoche der Stiftung Mozarteum, die Oster- und Pfingstfestspiele und die Universität Mozarteum mit ihrer Internationalen Sommerakademie führen regelmäßig die renommiertesten Künstler*innen der Welt nach Salzburg; viele von ihnen sind frühere Preisträger*innen des Mozartwettbewerbes. Dazu zählen: Thomas Zehetmair, Esther Hoppe, Thomas Reif und Ziyu He (Sparte Violine), Renée Fleming, Magdalena Kožená, Genia Kühmeier, Matthias Winckler, Anna El-Khashem, Peter Kellner und Mojca Bitenc (Sparte Gesang), das Quatuor Tchalik, Eliot Quartett, Quatuor Akos und Novus String Quartet (Sparte Streichquartett).

Der Wettbewerb wird seit 2014 alle zwei Jahre durchgeführt. Im Mittelpunkt steht das Schaffen des Genius Loci, dessen Werk über die junge Generation der besten Interpretinnen und Interpreten immer wieder neu entdeckt werden soll. Ebenso spielt die zeitgenössische Musik eine besondere Rolle: So haben wir 2023 anlässlich des 100-jährigen Bestehens und Gründung der Internationalen Gesellschaft für Neue Musik im Café Bazar (1922) das Repertoire in der Zeitspanne zwischen 1922 bis zur Gegenwart thematisiert.

International bekannte Juror*innen werden für jeden Wettbewerb ausgewählt; die Juryvorsitzenden der letzten Wettbewerbe 2014–2023 waren unter anderem Pavel Gililov (Klavier), Benjamin Schmid (Violine), Barbara Bonny, Elisabeth Wilke und Juliane Banse (Gesang), Lukas Hagen und Cibrán Sierra Vázquez (Streichquartett). Seit Bestehen des Wettbewerbes gab es folgende Wertungskategorien: Gesang, Klavier, Violine, Streichquartett, Horn, Hammerklavier und Komposition. Der Wettbewerb ist seit 1990 mit der Fédération Mondiale des Concours Internationaux de Musique (FM-CIM) und der Alink-Argerich Foundation assoziiert.

Förderer des Wettbewerbs sind derzeit das Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Forschung, die Stadt Salzburg, die International Salzburg Association, die Raiffeisenbank International AG, die Internationale Gesellschaft für Neue Musik Österreich, die Stiftung Mozarteum Salzburg, der Bärenreiter-Verlag, der ORF Salzburg sowie das Hotel Imlauer.

DIE GEWINNER*INNER DES 14. INTERNATIONALEN MOZARTWETTBEWERBES SALZBURG 2020

1. Preis, Sparte Violine: **Clarissa Bevilacqua** (Italien)
2. Preis, Sparte Violine: **Yun Tang** (China)
3. Preis, Sparte Violine: **Lorenz Karls** (Schweden)

1. Preis, Sparte Klavier: **Elisabeth Waglechner** (Österreich)
2. Preis, Sparte Klavier: **Su Yeon Kim** (Südkorea)
3. Preis, Sparte Klavier: **Yu Nitahara** (Japan)

1. Preis, Sparte Horn: **Haeree Yoo** (Südkorea)
2. Preis, Sparte Horn: **Daniel Loipold** (Österreich)
3. Preis, Sparte Horn: **Adrian Diaz Martinez** (Spanien)

DIE GEWINNER*INNEN DES 15. INTERNATIONALEN MOZARTWETTBEWERBES SALZBURG 2023

1. Preis, Sparte Streichquartett: **Arete Quartet** (Südkorea):
Chaeann Jeon, Violine / Dayoon You, Violine /
Yoonsun Jang, Viola / Seonghyeon Park, Violoncello
2. Preis, Sparte Streichquartett: **Affinity Quartet** (Australien):
Josephine Chung, Violine / Nicholas Waters, Violine /
Ruby Shirres, Viola / Mee Na Lojewski, Violoncello
3. Preis, Sparte Streichquartett: **Eden Quartet** (Südkorea):
Jueun Jeong, Violine / Dongmin Lim, Violine /
Jihwan Lim, Viola / Woochan Jeong, Violoncello

1. Preis, Sparte Gesang: **Santiago Valentín Sánchez Barbadora** (Spanien)
2. Preis, Sparte Gesang: **Chelsea Marilyn Zurflüh** (Schweiz)
3. Preis, Sparte Gesang: **Dániel Foki** (Ungarn)



Luft und Fleisch, Ein szenischer Tanzabend mit neuer Musik für Kammerorchester und Elektronik,
Theater im KunstQuartier | Oktober 2021 | © Jannik Görger

Ausblick

E-MOZ(art). Neue Werke für Klavier und Elektronik (2024/2025)

Derzeit entsteht eine einzigartige Sammlung von Werken für Klavier und Elektronik, die auf Mozarts Erbe basiert. Das Projekt folgt einer Idee von Andreas Groethuysen, sich einmal – ähnlich zu den zahlreichen modernen Verarbeitungen der Musik von Johann Sebastian Bach – auch Mozarts Musik (oder auch Texte und andere Facetten seines Lebens) als Vorlage für aktuelle musikalische Auseinandersetzung vorzunehmen. Dankenswerterweise hat Eung-Gu Kim die Organisation und Betreuung dieses Projekts übernommen.

Die Sammlung umfasst Werke, die speziell für Klavier mit elektronischen Komponenten konzipiert sind. Komponist*innen verschiedener Länder und Generationen, die einen breiten kreativen Horizont für dieses Projekt bieten werden, sind durch Kompositionsaufträge des Departments für Tasteninstrumente an diesem Projekt beteiligt. Die Fertigstellung dieser Werke ist für Ende des Jahres 2024 geplant.

Die Ergebnisse dieses kreativen Prozesses sollen in einer Mozarteum-Edition präsentiert werden. Diese wird nicht nur in gedruckter Form verfügbar sein, sondern auch online zugänglich gemacht, um eine weltweite Verbreitung zu erleichtern.

Zum Abschluss dieses Projekts gibt es eine offizielle Präsentation der Sammlung, bei der voraussichtlich im Dezember 2024 oder Jänner 2025 die Stücke der Öffentlichkeit in Form eines Konzertes vorgestellt werden sollen.

Innovation, Kreativität und die Verbindung von Tradition und Moderne stehen im Mittelpunkt dieses Projekts des Departments für Tasteninstrumente an der Universität Mozarteum.

„Die Rechte der Menschheit“? – Mozart und das jüdische Wien

Von Laurenz Lütteken

Nach der alleinigen Regierungsübernahme Josephs II. im November 1780 wurden Wien und die Regionen unter direktem habsburgischen Einfluß geradezu überzogen mit einer Serie hektischer, in Teilen dramatischer Reformen, die schon 1780 geplant und ab 1781 dann umgesetzt wurden: die weitgehende Aufhebung der Zensur (11. Juni 1781), das Toleranzpatent, das den Angehörigen aller Konfessionen die vollen Bürgerrechte gewährte (13. Oktober), die Aufhebung der Leibeigenschaft (1. November), die Aufhebung großer Teile des klösterlichen Besitzes in einer Säkularisation (12. Januar 1782). Am 2. Januar 1782 trat überdies das ‚Judenpatent‘ für Wien und Niederösterreich in Kraft, für die anderen Herrschaftsgebiete wurden sieben weitere erlassen. Es führte zwar nicht zur vollen Gleichberechtigung, aber doch zu erheblichen Veränderungen. Im Hintergrund stand derselbe Gedanke, der auch die anderen josephinischen Reformen prägte: ‚nützliche‘ Bürger zu schaffen.

Das Judenpatent wurde in der ausgreifenden Publizistik, die das gesamte Jahrzehnt von Josephs Regierung begleitet hat, euphorisch hervorgehoben. Der Jurist Heinrich Joseph Watteroth, fast auf den Tag Generationensgenosse von Mozart und schon ab 1777 in Wien, hat das Dokument kurz nach der Publikation begeistert im Sinne des Monarchen gefeiert: „Er hat den Gewissenszwang mit einer in ganz Europa beispiellosen Toleranzverordnung aufgelöset, von der scheuslichen Leibmaut die Juden zum Nachtheile seiner Finanzen befreiet. Von ihm sollten die Fürsten von Europa lernen, daß man diesem traurigen Ueberreste von einer zerstörten Nation erst die Rechte der Menschheit eingestehen muß, wenn man sie zu nützlichern Gliedern des Staats und zu besseren Menschen machen will.“¹ Und noch 1790, im Rückblick auf das ‚josephinische Jahrzehnt‘, schrieb ein anonymes Autor: „Nicht weniger wichtig und menschenfreundlich war die Anordnung Josephs, daß die Juden gleich andern freien Menschen behandelt werden sollten. Durch die Erlaubniß, Häuser und Felder zu kaufen, bürgerliche

1 [Heinrich Joseph] Watteroth: Kosmopolitische Beobachtungen über das erste Regierungsjahr Josephs II. Aus dem Englischen. Wien: o.V. 1782, S. 69f.

Nahrung und Gewerbe zu treiben, sucht der Monarch dieses sonst so verachtet gewesene Volk in die Rechte der Menschheit einzusetzen [...].“²

Zwar waren die Auswirkungen durchaus unterschiedlich, doch ist die Signalwirkung kaum zu überschätzen.³ Die betroffene Gruppe war vergleichsweise klein. Johann Pezzl behauptete 1787, dass Wien über 260.000 Einwohner habe, Griechen und Juden machten davon etwa 1,5% aus.⁴ Im Jahr 1787 zählten 66 Familien, also 532 Personen zu den ‚tolerierten‘ Juden Wiens.⁵ Hinzu kam aber noch eine größere Zahl von konvertierten Juden, deren Rechtsstellung zwar nicht unter das Toleranzedikt fiel, die aber stets als solche wahrgenommen wurden – vor allem, wenn die Konversionen durch die Familien gingen. Joseph von Sonnenfels (1732/33–1817), Sohn von Lipman Perlin, ist dafür ein besonders prominentes Beispiel, wurde er doch als Kind mit seinem Vater, aber ohne seine Mutter in Wien getauft. Wegen der aufsehenerregenden Rechtsreform kam den neuen Bedingungen in Wien jedoch eine weit ausstrahlende Bedeutung zu. Johann Friedel, Schauspieler bei Emanuel Schikaneders und vor ihm Leiter des Freihaus-Theaters, hielt dazu 1783 lakonisch fest: Die Gesetzgebung Josephs II. sei „lediglich Einsetzung in die Rechte, die jedem Bürger als Bürger des Staates gebühren“.⁶

Als Mozart in Wien eintraf, zeichneten diese dramatischen Veränderungen bereits in aller Deutlichkeit ab. Dabei ist es sehr auffällig, dass das jüdische Wien für ihn von Anfang an eine wichtige Rolle spielte. Es lässt sich kaum ausmachen, ob dies zugleich sein erster intensiver Kontakt zum Judentum war. Immerhin verfügte, zum Beispiel, die für ihn so wichtige Stadt Mannheim trotz ihrer vergleichsweise geringen territorialen Ausdehnung über einen außergewöhnlich großen jüdischen Bevölkerungsanteil. In Wien allerdings haben sich die Dinge dann grundlegend verändert. Zu den wichtigsten Persönlichkeiten zählt hier Raimund Cordulus Wetzlar von Planckenstern (1747–1810), dem Mozart bereits in seiner allerersten Zeit, also Monate vor der Veröffentlichung des Patents, begegnet sein muss und der

2 Anon.: Kurze Uebersicht der Lebens- und Regierungs-Jahre Kaisers Joseph II. mit Anmerkungen. Augsburg: Bullmann 1790, S. 62f.

3 Ein Überblick bei Wolfgang Gasser: Neues aus der ‚Stadt der Toleranz‘. Tolerierte und getaufte Juden, da Ponte und Mozart. In: Werner Hanak: Lorenzo da Ponte. Aufbruch in die neue Welt. {Ausstellungskatalog Jüdisches Museum Wien 2006}. Ostfildern: Hatje Cantz 2006, S. 63–79 (mit weiterer Literatur); grundsätzlich nach wie vor G[erson] Wolf: Geschichte der Juden in Wien (1156–1876). Wien: Hölde 1876.

4 [Johann Pezzl:] Skizze von Wien. Wien, Leipzig: Krause 1787, S. 57ff.

5 Israel Jeiteles: Die Kultusgemeinde der Israeliten in Wien mit Benützung des statistischen Volkszählungsoperates v.J. 1869. Wien: Rosner 1873, S. 40f.

6 Johann Friedel: Briefe aus Wien verschiedenen Inhalts an einen Freund in Berlin. Leipzig, Berlin: o.V. 1783, S. 288.

als Förderer und Freund über die gesamten zehn Jahre eine Schlüsselrolle spielte. Die Familie Wetzlar stammt wohl aus Offenbach, sein Vater Carl Abraham Wetzlar gelangte nach Wien und ließ sich dort taufen, wenig später, 1779, auch sein Sohn Naphthali Herz Wetzlar, der von seinem Taufpaten den Namen Raimund Cordulus annahm. Die Familie gelangte zu großem Vermögen und Einfluß, bereits 1777 wurde Carl Abraham zum Reichsfreiherrn erhoben (an ihn erinnert noch heute die Plankengasse in Wien).

Wetzlar, dessen Mutter nicht konvertierte und der Theresia Calmer von Piqueny, die Tochter des Vorstehers der deutschen Juden in Prag, geheiratet hatte, muss Mozart wenn nicht von Anfang an, so doch seit etwa Mitte 1781 gefördert haben. Er gewährte ihm eine Wohnung, hat ihn auch nach seinem Auszug unterstützt – und in einer seiner Gesellschaften ist es zur ersten Begegnung mit Lorenzo Da Ponte gekommen. Er übernahm die Taufpatenschaft für den ersten Sohn der Mozarts, Raimund Leopold, der ihm daher seinen ersten Namen verdankte. Da Wetzlar außerordentlich einflußreich in Wien war, dürfte ihm eine bedeutende Vermittlerfunktion zugekommen sein. Er verfügte zudem über eine enge familiäre Verbindung nach Prag; möglicherweise war dies von großer Bedeutung für Mozarts intensive Kontakte in die Stadt.

Es ist nicht einfach, in einem Geflecht von informellen Bezügen klare und belastbare Spuren zu identifizieren, so auch hier, wo Begegnungen, Vermittlungen und Gespräche die entscheidende Rolle spielten. Vielleicht kam durch Wetzlar Mozarts Kontakt zur Familie Arnsteiner bzw. Arnstein zustande, vielleicht entstand er aber unabhängig, vielleicht spielte dabei auch eine Persönlichkeit wie Gottfried van Swieten eine Rolle, vielleicht hat sich auch alles überblendet. Die Wohnung am Graben, die Mozart im September 1781 bezog, lag in einem aufwendigen Gebäude, das von Adam Anselm Isak Arnsteiner (1721–1785) gepachtet war. Arnsteiner gehörte zu den ‚tolerierten‘ Juden Wiens, was aber zugleich bedeutete, dass er selbst keinen Grundbesitz erwerben konnte. Sein Sohn Nathan Abraham von Arnstein (1748–1838, seit 1798 im Freiherrenstand) heiratete 1776 Fanny Itzig (1758–1818), die im Berlin des mittleren 18. Jahrhunderts durch Moses Mendelssohn geprägt wurde. Die Arnsteins finden sich auch auf der berühmt gewordenen Subskribentenliste Mozarts von 1784. Sie waren dort aber nicht die einzigen Angehörigen des jüdischen Wien, es erscheinen dort zugleich, natürlich, Wetzlar, aber auch der Händler Johann Adam Binnfeld, dessen Konversionsdatum nicht feststeht, Joseph von Sonnenfels

oder der Tabakhändler Joseph Abraham Hönig von Henikstein (1745–1811), dessen Vater Jehuda Löbel Hönig 1763 nach Wien gekommen war.

Fanny Arnstein muss eine ausgezeichnete Pianistin gewesen sein, ihr Klavierspiel war berühmt: Die „kernhaftesten und schwersten Kompositionen sind ihr Lieblingsspiel“, sie hat einen „meisterhaften Anschlag“, wurde 1796 in Wien festgehalten.⁷ In ihren Salons, die ab den 1780er Jahren existierten, dürfte Mozart regelmäßig verkehrt haben, als Gast und als Pianist; auch Aloysia Weber wird dort aufgetreten sein. Durch sie muss zudem der Kontakt zur Familie Eskeles zustande gekommen sein. Es ist nicht einfach, sich über die Form und die Gestalt dieser Salons ein detaillierteres Bild zu verschaffen, doch dürfte Mozart von dieser informellen und zugleich ritualisierten Art literarisch-musikalischer Geselligkeit entscheidend geprägt worden sein. Die Feste, die er selbst gelegentlich veranstaltete und von denen die Korrespondenz mit dem Vater wenigstens eine vage Vorstellung vermitteln, wirken, als seien sie davon inspiriert gewesen. Fanny Arnstein spielt zudem neben Gottfried van Swieten, der von 1770 bis 1777 als Gesandter am preußischen Hof gewirkt hatte, eine Schlüsselrolle für die musikalischen Beziehungen nach Berlin. Sie zählte zu den Subskribenten etlicher Werke Carl Philipp Emanuel Bachs, überdies gehen wichtige Wiener Quellen für die Musik Johann Sebastian Bachs auf sie zurück.⁸ Auch die Auseinandersetzung mit den Schriften Johann Philipp Kirnbergers, die bei Mozart in den 1780er Jahren einsetzt, gehört in diesen Kontext.

Die zentrale und keineswegs unumstrittene Figur der jüdischen Aufklärung, der Haskala, war (weit über Berlin hinaus) Moses Mendelssohn. Im orthodoxen Judentum wurde die von ihm vertretene Öffnung mitunter kritisch gesehen, und orthodoxen christlichen Kreisen ging sie nicht weit genug. So lancierte Johann Caspar Lavater 1769 einen öffentlichen Konversionsaufruf, was Mendelssohn, der die Konversion ablehnte, in eine äußerst schwierige Lage brachte. Im Umfeld der Familien Itzig und Arnstein haben Mendelssohns Schriften gewiss eine herausragende Rolle gespielt. Eine besondere Bedeutung kommt dabei dem 1767 erstmals veröffentlichten *Phädon* zu, einem überaus erfolgreichen, weit verbreiteten Werk, auf das sich Mendelssohns Ruhm als Philosoph wesentlich gründete.

⁷ Jahrbuch der Tonkunst von Wien und Prag. Wien: Schönfeld 1796, S. 5

⁸ Dazu Peter Wollny: „Ein förmlicher Sebastian und Philipp Emanuel Bach-Kultus“. Sara Ley, geb. Itzig und ihr literarisch-musikalischer Salon. In: Anselm Gerhard (Hrsg.): Musik und Ästhetik im Berlin Moses Mendelssohns. Tübingen: Niemeyer 1999 (= Wolfenbütteler Studien zur Aufklärung 25), S. 217–255.

In den drei Dialogen des Sokrates, die er vor seinem Freitod führt, geht es um die Unsterblichkeit der Seele, die Mendelssohn sowohl, allerdings mit Einschränkungen, metaphysisch, dann aber, und vor allem, moralphilosophisch erörtert. Mozart hat die vierte Auflage von 1776 besessen, und es ist sehr wahrscheinlich, dass er sie als Geschenk erhalten hat, nur von wem? Es kommen die Arnsteins ebenso infrage wie Wetzlar von Plankenstern, Sonnenfels oder auch Ephraim Joseph Hirschel (1758–1820), der 1783 nach Wien kam.

Immer wieder ist vermutet worden, dass Mozarts Brief an den schwer erkrankten Vater vom 4. April 1787, in dem er vom Tod handelt, unter dem Eindruck der Lektüre Mendelssohns entstanden sein könnte. Diese Annahme ist durchaus stichhaltig. Mozart spricht davon, dass ihm der Tod als „der wahre Endzweck unsers lebens“ gilt; es handele sich um den „wahren, besten freunde des Menschen“, er habe „recht viel beruhigendes und tröstendes“.⁹ Bei diesen Formulierungen handelt es sich zwar nicht um wörtliche Zitate aus Mendelssohns Schrift, aber doch um eine sehr weitgehende Paraphrase. Denn im *Phädon* antwortet Sokrates auf eine Frage des Simmias, hier im Wortlaut jener Ausgabe, die Mozart besessen hat: Der Tod sei „niemals schrecklich, sondern allezeit willkommen“, die Trennung der Seele vom Leib sei für die „wahren Weltweisen“ der „Endzweck ihres Daseyns“, den Tod müsse man daher „getrost und fröhlich“ erwarten.¹⁰

Der *Phädon* ist jedoch noch in einer anderen Hinsicht aufschlussreich. Er enthält nämlich eine bemerkenswerte Apologie der Musik, die auf Mendelssohns *Briefe über die Empfindungen* von 1755 zurückreicht. Im Gegensatz zur musikästhetischen Diskussion vor 1750 entwickelte Mendelssohn den Begriff der Musik nicht mehr aus der Harmonie, sondern, in einer spektakulären Umkehrung, als ein Prinzip, mit dem sich das Gegensätzliche, das Genaue und Ungenaue, das Schöne und Hässliche miteinander versöhnen ließe. Mendelssohn hat dies im *Phädon* aufgegriffen, jedoch mit einer nochmaligen Weiterung. Für Sokrates ist nämlich die Musik „die Wissenschaft, das Schwache mit dem Starken, das Rauhe mit dem Sanften, und das Unangenehme mit dem Angenehmen in eine Harmonie zu bringen“.¹¹ In dieser Kraft, unauflösbare Gegensätze nicht auflösen, aber

9 Wolfgang Amadé Mozart an Leopold Mozart am 4. April 1787. In: MBA 4, 1963, S. 40–42, hier S. 41; abgeglichen mit der DME (<https://dme.mozarteum.at/DME/briefe/letter.php?mid=1614&cat=>; Zugriff am 27. Januar 2024).

10 Moses Mendelssohn: *Phädon* oder über die Unsterblichkeit der Seele, in drei Gesprächen. Vierte vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin, Stettin 1776, S. 43f.

11 Mendelssohn: *Phädon* (wie Anm. 10), S. 19.

ausgleichen zu können, liege aber die Verbindung zwischen der Musik und der Weltweisheit. Mozarts umfassender Musikbegriff der 1780er Jahre ist ohne eine derartige Vorgabe kaum denkbar und es ist anzunehmen, dass darüber beispielsweise im Salon der Arnsteins auch debattiert worden ist. Es ist überdies nicht unwahrscheinlich, dass Mozart bei einer solchen Gelegenheit nicht nur Johann Philipp Kirnbergers *Kunst des reinen Satzes in der Musik* kennenlernte, sondern auch eine entscheidende Pointe des Lehrbuchs. Es schließt nämlich mit einem ‚Probestück‘, einer Motette, die noch im Gesang der Geharnischten der *Zauberflöte* aufscheint. Der nicht autorisierte Text dieser Motette stammt von Mendelssohn, und es ist sehr wohl denkbar, dass Mozart dies bei einer Gesellschaft der Arnsteins oder Wetzlars auch erfahren hat.

Die Kontakte ins jüdische Wien waren für Mozart alles andere als bei-läufig, weder quantitativ noch qualitativ. Er lernte die für ihn wichtige Form des Salons kenne. Die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit, etwa mit der Musik Johann Sebastian Bachs, bekam für ihn ein anderes Fundament. Und vielleicht war sogar die kommerzielle Veranstaltungsform der Akademien von der Geselligkeit bei den Arnsteins oder Wetzlars beeinflusst. In der Auseinandersetzung mit Moses Mendelssohn konnte er zudem einen Musikbegriff kennenlernen, der für seinen eigenen Existenzentwurf in Wien von fundamentaler Bedeutung werden sollte. Schließlich hatte er in Lorenzo Da Ponte einen Gesprächspartner, mit dem dies alles ebenso anhaltend wie informell diskutiert werden konnte. Nach 1790 hat sich diese Konstellation jedoch zunehmend als illusorisch und trügerisch erwiesen, was Mozart noch erlebt hat. Der in Olmütz wirkende Philosoph Franz Kajetan Reisinger (1759–1793) vermerkte nach dem Tod Josephs II.: „Durch seine Edikte von 81 und 82 hat er die Juden zu Bürgern, zu Menschen gemacht.“¹² In den vielen Widersprüchen des ‚josephinischen Jahrzehnts‘ ist aber auch dies wohl eher eine Proklamation geblieben.

12 Franz Kajetan Reisinger: *Joseph der Zweite. Kein Gemälde ohne Schatten. Eine Vorlesung gehalten den 10. April 1790.* O.O., S. 37.

„Die kernhaftesten und schwersten Kompositionen sind ihr Lieblingsspiel“: Jüdische Frauen und Wiener Klassik

Von Jascha Nemtsov

Ab Mitte des 18. Jahrhunderts traten in den beiden wichtigen deutschsprachigen Hauptstädten – Berlin und Wien – einige wohlhabende jüdische Familien in Erscheinung, deren Bedeutung sich nicht mehr nur auf das wirtschaftliche Leben beschränkte. Sie prägten zugleich die geistige Entwicklung jener Zeit mit. Trotz der weiterhin bestehenden sozialen Schranken und Vorurteile gelang es den Juden in Preußen und Österreich, einen wichtigen Beitrag auch zur musikalischen Kultur zu leisten. Die Emanzipation der Juden in der Musik fand auf diese Weise noch vor ihrer gesellschaftlichen Emanzipation statt.

Bemerkenswert ist dabei die Rolle jüdischer Frauen. Bereits zu Beginn des 18. Jahrhunderts hatten einzelne jüdische Frauen in den deutschen Ländern eine für die damalige Zeit erstaunlich bedeutsame Stellung in der Wirtschaft und im Finanzwesen eingenommen: Zu erwähnen sind etwa Glikl bas Judah Leib (bekannt als Glückel von Hameln, 1647–1724), die als erfolgreiche Kauffrau und Autorin einer Autobiografie in die Geschichte einging, oder Esther Schulhoff (1649–1714), die nicht nur bedeutende Unternehmerin war, sondern auch als Münzmeisterin am preußischen Hof wirkte und somit vermutlich die erste Frau in Europa war, die Entscheidungen über die Währung und Finanzpolitik eines Landes traf. Auch auf dem musikalischen Gebiet waren es mehrere jüdische Musikerinnen, die ab Mitte des 18. Jahrhunderts im Musikleben Berlins und Wiens mitwirkten – einige Jahrzehnte bevor die Namen von männlichen jüdischen Musikern wie Giacomo Meyerbeer, Ignaz Moscheles oder Felix Mendelssohn Anfang des 19. Jahrhunderts bekannt wurden.

Um diese Zeit erhielten in wohlhabenden jüdischen Familien gleichermaßen Söhne und Töchter bereits ausgezeichnete vielfältige Bildung in Natur- und Geisteswissenschaften, Sprachen und Künsten, einschließlich Musikunterricht bei bedeutenden Lehrern. Auch jüdische Männer aus diesem Kreis waren häufig musikalisch versiert und beherrschten verschiedene Musikinstrumente. Angesichts der rechtlichen Unsicherheit wurde für einen jüdischen Mann Musik als Beruf damals jedoch in der Regel noch nicht als ausreichende Lebensgrundlage erachtet. Jüdische Namen,

wie etwa der Pantaleon-Spieler Georg Noelli (1727–1789), sind in der europäischen Musiklandschaft jener Zeit nur äußerst selten zu finden. Die begabten jüdischen Frauen, die durch Verheiratung eine gesicherte gesellschaftliche Stellung erhielten, konnten es sich dagegen leisten, sich als semiprofessionelle oder sogar professionelle Musikerinnen zu betätigen.

Besonders bedeutsam war in diesem Kontext der Beitrag der Familie Itzig. Der Bankier, preußisch-königliche Hoffaktor und Vorsteher der Berliner jüdischen Gemeinde Daniel Itzig (1723–1799) war Anhänger der Aufklärung und Förderer moderner Wissenschaften und Künste. Im Geiste der Aufklärung wurden auch die 15 Kinder von Itzig und seiner Frau Mirjam (geb. Wulff, 1727–1788) erzogen, die zwischen 1748 und 1768 zur Welt kamen. Alle Kinder erreichten das Erwachsenenalter – was für die damalige Zeit keine Selbstverständlichkeit darstellte. Zu den Privatlehrern der Familie gehörten der Philosoph und Begründer der jüdischen Aufklärung Moses Mendelssohn (1729–1786), sowie bedeutende Musiker wie Wilhelm Friedemann Bach und Johann Philipp Kirnberger (1721–1783), ein Schüler Johann Sebastian Bachs, der auch im Hause Mendelssohn unterrichtete.¹ Insbesondere die Töchter der Familie Itzig wurden musikalisch gefördert. Mindestens fünf von ihnen erreichten ein professionelles Niveau. „Itzigs Töchter erhöhen die Anmut ihrer Schönheit durch ihre Talente, besonders für Musik, und durch einen fein gebildeten Geist,“² berichtete ein Zeitgenosse. Nach übereinstimmenden Berichten herrschte im Haus Itzig geradezu ein Kult um J.S. Bach – und das zu einer Zeit, als sein Schaffen noch kaum gewürdigt wurde.

Während die ältesten Töchter Hanna und Bella (die Großmutter von Fanny und Felix Mendelssohn), die von Kirnberger unterrichtet wurden, später nur noch im familiären Kreis musizierten, gehörte Sara Itzig (1761–1854), ab 1783 verheiratete Sara Levy, zu den bedeutendsten Persönlichkeiten in der Musik ihrer Zeit. Sie gilt als einzige Berliner Schülerin von W.F. Bach. Sara Levy war eine herausragende Cembalistin und eine der ersten Frauen, die öffentliche Konzerte auch außerhalb des Salonrahmens gab. Sie war die wichtigste Protagonistin der J.S. Bach-Rezeption in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts und trug auch mit ihrer einzigartigen Sammlung von Musikmanuskripten maßgeblich zur späteren Bach-Renaissance

¹ Die Familien Itzig und Mendelssohn wurden in den folgenden Generationen durch Heirat mehrfach verwandt.

² Zit. nach: Ernst Fraenkel, David Friedländer und seine Zeit, in: *Zeitschrift für die Geschichte der Juden in Deutschland*, Heft 2/1936, S. 65–76.

bei. Darüber hinaus förderte sie die Bach-Söhne Wilhelm Friedemann und Carl Philipp Emanuel.

Zwei weitere musikalisch begabte Itzig-Töchter – Fejgele (Fanny) (verh. von Arnstein, 1758–1818) und Zippora³ (Cäcilia) (verh. von Eskeles, 1753–1839) – waren ebenfalls öffentlich wirksam. Beide lebten nach ihrer Heirat in Wien, wo sie im Mittelpunkt des kulturellen Lebens und in enger Verbindung mit vielen Musiker*innen dieser Zeit, darunter Wolfgang Amadeus Mozart und Ludwig van Beethoven, standen. Fanny von Arnstein, in deren Haus Mozart für acht Monate vor seiner Heirat 1782 lebte, begründete einen künstlerischen Salon, der „das Wiener Salonleben zwischen 1780 und 1818 praktisch dominierte“.⁴ Dort trat sie häufig selbst als virtuose Pianistin auf. Damals hieß es über Fanny von Arnstein: „Die kernhaftesten und schwersten Kompositionen sind ihr Lieblingsspiel.“⁵ Sie war später Mitbegründerin der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien. Ihr Salon gehörte genauso wie der Salon ihrer Schwester Cäcilia zu den Orten, an denen sich Vertreter*innen verschiedener gesellschaftlicher Schichten begegnen konnten und auf solche Weise eine neue, demokratische Kultur entstand. Beethoven widmete Cäcilia von Eskeles 1823 sein Lied *Der edle Mensch sey hülfreich und gut*. Neben Gottfried van Swieten, in dessen Wiener Haus Mozart und Beethoven Bachs Musik kennenlernten, waren es auch die beiden jüdischen Mäzeninnen, die den Bach-Kult ihres Elternhauses nach Wien mitbrachten.⁶

Fanny und Cäcilia unterhielten eine intensive Beziehung zu der Familie Mendelssohn. Nicht zufällig wurde das erste Kind von Abraham und Lea Mendelssohn den Wiener Tanten zu Ehren Fanny Zippora genannt.⁷

Während die Kinder von Daniel Itzig fast alle dem Judentum zugehörig geblieben sind, konvertierte die nächste Generation fast vollständig zum Christentum. Der Übertritt bedeutete für diese „Neuchristen“ in der Regel allerdings keine Änderung des sozialen Verhaltens. Nicht nur die gewohnte Lebensweise, sondern auch die bestehenden Familienbande und sozialen

Netzwerke blieben unangetastet. Auch in spiritueller Hinsicht spielte die formelle religiöse Zugehörigkeit kaum noch eine Rolle, andere Faktoren waren viel bedeutsamer. Das gilt auch für Mozarts und Beethovens jüdische Freunde, darunter den genialen Librettisten Lorenzo da Ponte. Er konvertierte mit 14 Jahren zum Katholizismus, studierte danach im Priesterseminar und bekam sogar die niedere Weihe verliehen. Später heiratete er aber eine jüdische Frau und betete nachweislich im jüdischen Gottesdienst mit. Andere Beispiele sind Raimund Wetzlar von Plankenstern (1752–1810), ebenfalls ein getaufter Jude, Mozarts enger Freund, der ihn mit da Ponte zusammenbrachte, und Taufpate von Mozarts erstem Kind Raimund Leopold, oder Henriette von Pereira-Arnstein (1780–1859), Fanny Arnsteins Tochter und ebenfalls begabte Pianistin, die den Salon ihrer Mutter und die Tradition der jüdischen Musikförderung weiterführte.

³ Fejgele ist „Vögelchen“ auf Jiddisch. Der hebräische Name Zippora bedeutet ebenfalls „Vogel“.

⁴ Alice M. Hanson, *Musical Life in Biedermeier Vienna*, Cambridge University Press, Cambridge u.a. 1985, S. 114. „Virtually dominated Vienna's salon life between 1780 and 1818“.

⁵ Johann Ferdinand Ritter von Schönfeld, *Jahrbuch der Tonkunst von Wien und Prag*, Eigenverlag, Wien 1796, S. 5. Fanny von Arnstein wird hier im Kapitel 2 „Virtuosen und Dilettanten in Wien“ charakterisiert.

⁶ Paul Nettl, Jewish Connections of Some Classical Composers, in: *Music & Letters*, Vol. 45, No. 4 (Oktober 1964), Oxford University Press, S. 338.

⁷ Später wurde der hebräische Name Zippora ebenso gegen Cäcilia gewechselt.



Szene aus dem Film „Kaiserin Maria Theresias dunkle Seite“ | Regie: Monika Czernin

Maria Theresia und die Prager Juden Die schmerzliche Vorgeschichte zu Mozarts jüdischem Wien

Von Monika Czernin und Rotraud Ries

Dass Wolfgang Amadé Mozart in Wien im Salon von Fanny von Arnstein, der berühmten jüdischen Salonière, verkehrte, ist bekannt. Doch wie sehr der Musiker darüber hinaus mit dem jüdischen Wien seiner Zeit verbunden war, offenbart sich als spannendes Kapitel, dem diese Publikation dankenswerterweise ihre Aufmerksamkeit widmet. Wenn man die Vorgeschichte zu Mozarts Epoche in den Blick nimmt – wie dies die internationale TV-Koproduktion „Maria Theresias dunkle Seite. Die Vertreibung der Juden aus Prag“ (ORF, Arte, Br, CTV 2023/24) tut –, ist dieses Kapitel der Geschichte rund um den Komponisten besonders erstaunlich. Denn Mozart lebte doch gewissermaßen in einem Juden gegenüber zunehmend toleranten Umfeld. Nicht nur verkehrte er bei Fanny von Arnstein, sondern der zum Katholizismus konvertierte Baron Wetzlar von Plankenstern beherbergte und unterstützte den Künstler und Lorenzo da Ponte, Mozarts berühmter Librettist entstammte einer ebenfalls konvertierten jüdischen Familie aus Venedig. Und all das fand unter den Augen des aufgeklärten Kaisers Joseph II. statt, der 1782 die Toleranzpatente für Juden verabschiedet hatte.

Joseph II. und seine Toleranzpatente

War es ein Zufall, dass Joseph II. da Ponte favorisierte und ihn – den Unbekannten – im April 1783 zum Textdichter der italienischen Oper ernannte? Die Motive des Kaisers, Juden, Protestanten und Orthodoxe durch die Toleranzpatente einer allmählichen Gleichstellung mit den Christen in seinem Herrschaftsgebiet zuzuführen, mögen mehrheitlich utilitaristisch und also ökonomischer Natur gewesen sein. Dem Kaiser der Aufklärung ging es in all seinen Reformen in erster Linie um einen besser funktionierenden Staat und eine blühende Wirtschaft. Auch war dem Kaiser wohl die jüdische Herkunft seines neuen Hofdichters nicht bekannt. Doch schon in seiner Zeit der Koregentschaft mit seiner Mutter Maria Theresia (1765–1780) hatte Joseph II. den Juden von Brody in Galizien auf seiner Reise 1773 zugesichert, sich für sie einzusetzen. Nach dem Vorbild von Triest erklärte er Brody zur Freihandelszone und sorgte damit für einen unerhörten wirtschaftlichen Aufschwung zu einem der wichtigsten Handelsplätze Ost-Mitteleuropas. Seiner Mutter schrieb Joseph durchaus provozierend

(schließlich wusste er, wie sehr sie Juden hasste), dass in ihrem neuen Kronland 44.000 Juden leben würden.

Religionsfreiheit oder Intoleranz war ein wichtiges Streitthema der beiden, wie die umfangreiche Korrespondenz zwischen Maria Theresia und Joseph II. belegt. Und es war ganz klar eines dieser weltanschaulichen Themen, die der Sohn – und ist es nicht bis heute in Eltern-Kind-Beziehungen so? – unbedingt verändern wollte. Denn seine Mutter galt mit ihrem irrationalen Hass auf Juden und ihrer unerbittlichen Intoleranz gegenüber Protestanten (die sie ebenfalls auswies) schon zu ihrer Zeit als hoffnungslos altmodisch und hinterwäldlerisch. Und zwar schon, als sie mit 23 Jahren auf den Thron des Habsburgerreichs gekommen war und mitten im Erbfolgekrieg die Ausweisung der Juden aus Prag befahl. Der Erbfolgekrieg war ausgebrochen, weil die Fürsten Europas die weibliche Erbfolge, die sie in der Pragmatischen Sanktion ihres Vaters Karls VI. unterschrieben hatten, nun doch nicht akzeptieren wollten und über die junge Königin herfielen. Sie stand, zumindest das muss man zugestehen, also unter Druck.

Die Situation der Juden zur Zeit Maria Theresias

Wie ein Donnerschlag traf der Ausweisungsbefehl vom 18. Dezember 1744 die jüdische Gemeinde in Prag und hallte fortan in ganz Europa nach. Denn die jüdische Gemeinde war nicht irgendeine Gemeinde, sondern die wichtigste und größte und eine der ältesten Gemeinden in Europa. Am Ende der Frühen Neuzeit gab es im Heiligen Römischen Reich einen bunten Flickenteppich sehr unterschiedlicher jüdischer Siedlungs- und Lebensbedingungen. So durften in vielen Städten – etwa in den Reichsstädten Köln, Augsburg, Nürnberg oder Regensburg – gar keine Juden leben. Dann gab es Residenzstädte wie Wien, die ihre Juden schon 1670 vertrieben und seither nur die Ansiedlung von einigen jüdischen Hoffaktoren und ihren Familien wieder zugelassen hatten. In den Residenzstädten Mannheim oder Berlin wurden Juden hingegen aufgenommen. Das Gros der Juden lebte indes in Dörfern und Kleinstädten auf dem Land. In Ländern wie Böhmen und Mähren wohnten verhältnismäßig viele Juden (ganz zu schweigen von Galizien, das vor der ersten polnischen Teilung zu Polen gehört hatte), es gab aber auch solche, etwa die österreichischen Erblände, in denen sich kaum Juden niederlassen konnten. Trotz gewachsener Rechtssicherheit und stabilerer Siedlungsbedingungen war jüdisches Leben geprägt von einer restriktiven Politik und fortgesetzter Diskriminierung. Mit einem Wort, die Situation der Juden zu Beginn von Maria Theresias Herrschaft und die

nach dem Erlass der Toleranzpatente war kaum vergleichbar, selbst wenn die endgültige Gleichstellung der Juden im Habsburgerreich erst 1867 erreicht wurde.

Die letzte große Vertreibung vor dem Holocaust

Kaum 40 Jahre vor dem Erlass der Toleranzpatente kam es, wie schon gesagt, zur letzten großen Vertreibung der Juden aus dem alten Europa vor dem Holocaust. Doch was führte zu dieser unrühmlichen Entscheidung der zur Mutter ihrer Völker hochstilisierten Habsburgerin? Eine Geschichte, die wenig bekannt ist und auch im Jubiläumsjahr 2017 kaum erwähnt wurde. Hätte es zu Maria Theresias Zeit in Wien eine jüdische Gemeinde mit einer größeren Anzahl jüdischer Familie gegeben – so könnte man kontrafaktisch gedacht hinzufügen – so hätte die junge Erzherzogin wohl auch diese Gemeinde loszuwerden versucht. Doch die Wiener Gemeinde hatte schon ihr Großvater, Leopold I. aus dem Unteren Werd, der Leopoldstadt, vertrieben. Seitdem gab es nur noch wenige, große Haushalte der reichen jüdischen Hoffaktoren, die für den Hof unentbehrlich waren.

Was war der Grund für die Vertreibung?

Die junge Erzherzogin war eine Katholikin voll religiösen Eifers und vertrat einen rigorosen Antijudaismus: Juden wollte sie in ihren Ländern nicht dulden. Zugleich war sie überzeugt, als absolutistische Herrscherin ihren Willen kompromisslos durchsetzen zu können – auch gegen alle rationalen Argumente.

Als in Prag im Herbst 1744 das Gerücht aufkam, die Juden hätten während der Besetzung der Stadt durch das preußische Heer mit dem Feind kollaboriert, sah sie ihre Chance gekommen. Am 18. Dezember unterschreibt sie den Befehl, dass die Prager Juden bis Ende Januar 1745 die Stadt verlassen müssen. Ein knappes halbes Jahr später sollten die jüdischen Bewohner ganz Böhmens folgen.

Im Zeitalter der Aufklärung eine unzeitgemäße Maßnahme

Nur die Hardliner unter ihren Zeitgenossen stimmten ihr zu. Denn im Zeitalter der heraufziehenden Aufklärung war breit anerkannt, dass auch Juden Rechte hätten und menschlich zu behandeln seien – und dass ihr Beitrag zur Wirtschaft eines Landes dem Staat und seinen Bürgern nütze. Judenvertreibungen galten als nicht mehr zeitgemäß.

Dies machten sich nun die gut vernetzten Mitglieder der europäisch-jüdischen Elite in einer diplomatischen Kampagne zunutze. Schriftlich und mündlich wandten sie sich an die Herrscher Europas mit der dringenden Bitte, in Wien diplomatisch vorstellig zu werden. Unter den Adressaten befanden sich Herrscher, von denen man dort einen positiven Einfluss erwartete: die Könige von England, Polen und Dänemark, die Generalstaaten der Niederlande, der Papst und der Sultan. Auch einflussreiche deutsche Kurfürsten gehörten dazu. Der Bitte um zügige diplomatische Intervention kamen die Herrscher nach – in Briefen, aber auch indem ihre Gesandten persönlich vorstellig wurden.

Doch nach der Entbindung von ihrem Sohn Karl Joseph hatte sich Maria Theresia zurückgezogen und empfing keine Gesandten mehr. Auf alle Versuche aus ihrem Umfeld – selbst ihr Gemahl Franz Stephan, ja ihre Mutter waren Gegner des Befehls – sie umzustimmen, reagierte sie mit zorniger Ablehnung. Mehr als eine zweimalige Verschiebung des Ausweisungstermins um jeweils einen Monat gestand sie nicht zu. Über 10.000 jüdische Männer, Frauen und Kinder verließen so Ende Februar, Anfang März 1745 Prag und kamen meist in der Umgebung notdürftig unter. Dass die Vertreibung aus ganz Böhmen im Mai 1745 zunächst verschoben und dann gar nicht mehr durchgeführt wurde, war ihre Rettung: 1748 musste Maria Theresia ihren Befehl ganz zurücknehmen. Denn die Wirtschaft ihres wichtigsten Kronlandes hatte stark unter der Ausweisung der Juden gelitten, ja die Auswüchse der unterbrochenen Lieferketten waren bis ins Heilige Römische Reich zu spüren. Als Maria Theresia, vermittelt durch ihren Finanzminister Friedrich Wilhelm von Haugwitz (ein konvertierter Protestant) bei den böhmischen Landständen höhere Steuern durchsetzen wollte, stieß sie auf eiserne Ablehnung – es sei denn die Juden Prags dürften zurückkehren. Das zwang sie zum Umdenken – aus politischer Rason, nicht etwa, weil sich ihre Anschauung geändert hätte. Nach hohen Geldzahlungen durften sich die Juden wieder im zerstörten Prager Ghetto niederlassen. Mit Hilfe der Christen bauten sie es wieder auf.

Die erste diplomatische Aktion der Juden als Volk vor der Staatsgründung

Fürsprache zugunsten jüdischer Gemeinden hatte es immer schon gegeben. Eine Gemeinde suchte sich einen Schtadlan, einen Fürsprecher, der ihre Sache bei den jeweiligen Obrigkeiten vertrat. Neu an der Kampagne für die Prager Juden 1744/45 ist ihre hohe Professionalität. Nicht eine eindimensionale Fürsprecherbeziehung wurde aufgebaut, sondern ein Kommuni-

kationsnetzwerk aus Angehörigen der jüdischen Elite, die sich gegenseitig mobilisierten. Sie koordinierten ihre Informationsvermittlung und ihre Argumentation und lieferten ihren Adressaten bereits vorformulierte Briefentwürfe. Damit erreichten sie eine Geschwindigkeit der Kampagne, die im Zeitalter von Pferd und Postkutsche (ja selbst heute) kaum vorstellbar ist, trafen doch die Protestschreiben bei Maria Theresia binnen weniger Wochen ein.

Ein zentraler Knotenpunkt dieses Kommunikationsnetzes war das Kontor des kaiserlichen Oberhoffaktors Wolf Wertheimer (1681–1765) in Augsburg. Er brachte seine diplomatischen Erfahrungen in die Kampagne ein und schrieb rastlos mithilfe seines Sohnes Salomon Briefe. Doch auch die Kontakte und das Wissen der schwäbischen Landesvorsteher vor Ort nutzte er. Sein Sohn Samuel berichtete ihm aus Wien, dem Stammsitz der Familie.

Ein weiteres Zentrum der Kampagne war der in Wien ansässige Diego d'Aguilar, ein sephardischer Jude und englischer Staatsbürger, der von Maria Theresias Vater Karl VI. das Tabakmonopol erhalten hatte und zum Baron des Heiligen Römischen Reichs geadelt worden war. Aguilar war wahrscheinlich der einzige Jude, der zumindest anfänglich noch Zugang zu Maria Theresia hatte – schließlich verschaffte er der Herrscherin die nötigen Kredite zum Ausbau von Schloss Schönbrunn. Doch in der Causa der Vertreibung der Juden aus Prag konnte selbst er – 1742 hatte er gemeinsam mit dem mährischen Oberrabbiner Issachar Berush Eskeles noch die Vertreibung der Juden aus Mähren verhindern können – nichts ausrichten.

Unbeabsichtigte Folgen führen zur Revision

Die verheerenden Folgen des Ausweisungsbefehls der Monarchin wurden in einem Bericht einer extra dafür eingesetzten Kommission untersucht. Der viele Seiten starke Bericht beziffert die Verluste für jeden Wirtschaftszweig penibel und rechnet das Ganze auf die nächsten Jahre hoch. Eine ähnliche Untersuchung nahmen auch Vertreter der jüdischen Gemeinde von Prag vor – im Exil im böhmischen Brandeis. Die kaiserliche Domäne wurde von Statthalter Philipp Kolowrat verwaltet, einem expliziten Förderer der Juden, der ihre Ansiedlung in Brandeis ermöglicht hatte. Auch ihre Untersuchung kommt zu einem ähnlichen Schluss.

Dass die Auswirkungen der durch die Vertreibung behinderten Handelsströme und unterbrochenen Lieferketten bald bis ins Heilige Römische Reich – z.B. auf der Messe in Frankfurt – zu spüren waren, war eine weitere unbeabsichtigte, 1745 für Maria Theresia höchst unliebsame Folge. Denn im Januar 1745 war der Kurzzeitkaiser Karl VII., ein Wittelsbacher, gestorben und Maria Theresia wollte – schließlich lag die Kaiserkrone seit 300 Jahren mit Ausnahme dieses Wittelsbacher'schen Intermezzos in den Händen der Habsburger – nun ihren Gemahl Franz Stephan von Lothringen für die Wahl am 13. September in Frankfurt ins Spiel bringen. Dafür waren die Nachrichten aus Böhmen nicht gerade hilfreich, zumal sich auch zwei Kurfürsten, der Erzbischof von Mainz und der Erzbischof von Köln, gegen die Vertreibung ausgesprochen hatten. Am 4. Oktober 1745 dann wurde Franz Stephan tatsächlich als Franz I. zum Kaiser des Heiligen Römischen Reichs gekrönt. Ob Maria Theresia in der Causa der Juden Zugeständnisse machen müssen, ist nicht bekannt. Doch die Aussetzung der Vertreibung der Juden aus Böhmen im Mai 1745 könnte ein Indiz dafür sein, dass der Druck auf die Herrscherin doch langsam zu wirken begann.

Erfolg oder Misserfolg einer ersten Großkampagne der Juden

Historiker*innen aller Couleur haben die Frage diskutiert, ob die Kampagne der europäischen Juden gegen den Vertreibungsbefehl Maria Theresias ein Misserfolg oder ein Erfolg war. Vordergründig lässt sich feststellen, dass die Kampagne, was das Ausmaß der Mobilisierung betrifft, zwar sehr erfolgreich war. Am Ende ist sie jedoch gescheitert. Denn die absolutistische Herrscherin ließ sich trotz zahlreicher Bittschriften und Vorstellungen von Gesandten nicht umstimmen. Andererseits, so wird ebenfalls argumentiert, hat die diplomatische Großaktion das Selbstbewusstsein der jüdischen Führungselite gestärkt. Die Erfahrung, berechtigte Anliegen des jüdischen Volkes mithilfe eines sich über ganz Europa spannenden Netzwerks bei wichtigen Herrschern zu Gehör bringen zu können, war die erste diplomatische Großaktion der Juden vor der Staatsgründung – wie sie der israelische Politologe, Historiker und Politiker Shlomo Avineri bezeichnete – und eine gute Ausgangsbasis für die Emanzipationsbewegung der Juden.

Ob das verhängnisvolle Schicksal der Prager Juden eine Generation zuvor noch ein Thema im Salon von Fanny von Arnstein gewesen ist, lässt sich nicht mehr ermitteln. Ob Mozart oder sein Librettist da Ponte vielleicht sogar daran dachten, dieser hochdramatischen, geradezu biblischen Geschichte eine Oper zu widmen, wissen wir ebenfalls nicht. Möglich wäre es

durchaus gewesen. 1922 nahm Hugo Bettauer das Thema auf und schrieb – wenn auch der Bezugsrahmen der aufkommende Nationalsozialismus war – sein Buch „Stadt ohne Juden“. Der Roman endet, wie die Causa der Vertreibung der Juden aus Prag, mit dem „Einschauen“ der Christen, dass die Juden zum Wohle der Stadt zurückgeholt werden müssen. Es erscheint kaum möglich, dass Bettauer diese Geschichte ohne Kenntnis der Historie geschrieben hat.

Die Geschichte rund um die Vertreibung der Juden aus Prag ist bis heute von großer Allgemeingültigkeit, Symbolhaftigkeit und Aktualität – ein Muster, das sich durch die europäische Geschichte zieht und die verheerenden Folgen von 2000 Jahren christlichem Antijudaismus aufzeigt.



Pragbilder | © Monika Czernin

Die jüdische Emanzipation und Mozart

Von Gottfried Franz Kasparek

Prolog

Wolfgang Amadé Mozart lebte in einer Zeit, in der die jüdische Bevölkerung in den deutschsprachigen Ländern, ja eigentlich in Mitteleuropa, im Zeichen der Aufklärung langsam, aber sicher die bürgerlichen Rechte erhalten hat. In Berlin wirkte der große Moses Mendelssohn (1729–1786), ein wesentlicher Philosoph der deutschen Aufklärung, das Vorbild für das Drama „Nathan der Weise“ seines Freundes Gotthold Ephraim Lessing und der Großvater des Komponisten Felix Mendelssohn Bartholdy und dessen gleichfalls hochbegabter Schwester Fanny, die einen Künstler nichtjüdischer Herkunft, den Maler Wilhelm Hensel, ehelichen sollte. In der Familie Mendelssohn, deren Mitglieder bald nach 1800 fast alle zum protestantischen Christentum konvertiert sind – und dies trotz der grässlichen antisemitischen Predigten des alternden Martin Luther! – spiegelt sich die Emanzipation des Judentums. Antisemitische Anwürfe blieben freilich auch den zu Christinnen und Christen gewordenen Jüdinnen und Juden nicht erspart.

Ein verdächtiger Brief

In Wien hatte Kaiser Joseph II. zwei „Toleranzpatente“ erlassen, die im Prinzip für das gesamte „Heilige Römische Reich deutscher Nation“ und darüber hinaus alle habsburgischen Erblande gültig waren. Am 13. Oktober 1781 hatten die Angehörigen anderer christlicher Konfessionen als der katholischen volle Glaubensfreiheit bekommen, mit Ausnahme der im Grunde staatsfeindlichen „böhmischen Brüder“, am 2. Jänner 1782 dann auch die Mitglieder der mosaischen Religionsgemeinde. Letzteres ist wichtig, denn die Konvertierten besaßen diese Freiheit ja schon. Es ging dem antiklerikalen Aufklärer am Thron nicht um irgendeine „Rasse“, sondern um den Glauben – und vor allem um die möglichst größte Assimilierung der gezwungenermaßen vor allem in wirtschaftlichen, aber zunehmend auch in künstlerischen und wissenschaftlichen Bereichen tätigen und finanzpolitisch unverzichtbaren jüdischen Familien. Sie sollten treue Diener der Monarchie und „gute Deutsche“ werden, was die Mehrzahl ja auch erfüllte. Es wurde ihnen sogar eine etwas begrenzte Gewerbefreiheit zugestanden. Zur völligen Gleichstellung hin war es zwar noch ein längerer Weg bis weit ins 19. Jahrhundert hinein, aber die Grundlage war geschaf-

fen. Der Kaiser hatte nicht lang gewartet nach dem Tod seiner Mutter im Jahr 1780, um seine Ideen endlich durchsetzen zu können. Maria Theresia, deren Verdienste in vielen Bereichen unbestritten sind, war ja leider eine fanatische Antisemitin. Was freilich die falsche Bezeichnung ist. „Antijudaistin“ wäre die bessere, denn konvertierte Juden konnten auch schon in ihrer Zeit Staatsbeamte werden – es waren damals nur Männer, die dafür in Frage kamen. Und diese konnten sogar geädelt werden.

Zwei Anmerkungen: Wenn es hier um „gute Deutsche“ geht, dann im Geiste der damaligen Auffassung. Der römische Kaiser war in Personalunion der deutsche König und residierte in Wien. Auch Mozart, als Salzburger noch dazu Angehöriger eines vor 1816 nicht zu Österreich gehörenden, reichsunmittelbaren Fürstentums, empfand sich, Briefe belegen es, als „deutsch“, ohne deswegen Nationalist zu sein. Wenn man damals österreichisch dachte, dann im Sinne von bayerisch oder preußisch. – Joseph den Zweiten als bloß pragmatischen Reformers zu begreifen, wie es heute in manchen Kreisen der historischen Wissenschaft üblich geworden ist, greift zu kurz. Dieser hochgebildete, visionäre Mann und ausgezeichnete Amateurcellist war schon auch ein politischer Visionär, der an die Ideale der damaligen Moderne glaubte und „seinen Völkern“ neue Freiheiten bringen wollte. Natürlich nur, so lange sie ihm treu blieben. Er scheiterte letztlich tragisch und starb mit kaum 49 Jahren, aber dennoch hat er seinem Herrschaftsbereich die grauenhaften Begleiterscheinungen der Französischen Revolution erspart.

Zurück zu Wolfgang Amadé Mozart. Von ihm, der in seiner ersten Wiener Zeit Tür an Tür mit der Familie Arnstein wohnte, die zu den reichsten und einflussreichsten jüdischen Familien in Wien gehörte und sogar schon zu Maria Theresias Zeiten gewisse Sonderrechte erhalten hatte, ist, so sagt man, kein Antisemitismus überliefert. Mit dem konvertierten Freiherrn Raimund von Wetzlar, aus Offenbach am Rhein stammend, war Mozart eng befreundet – auch wenn in Briefen selten von ihm die Rede ist, was sehr viel damit zu tun hat, dass man sich keine Briefe schreibt, wenn man in derselben, damals noch überschaubaren Stadt lebt und sich ohnehin ständig über den Weg läuft. Wetzlar war sogar der Taufpate des kleinen Raimund Leopold Mozart, der 1783 sein erstes Lebensjahr nicht überlebte. Auch von dessen Mutter Constanze sind keinerlei antisemitische Äußerungen überliefert.

Die Frauen und Töchter der wohlhabenden jüdischen Bankiers wiederum waren wichtige Trägerinnen des Kulturlebens, in deren nach heutigen Begriffen multikulturellen Salons alle Geistesgrößen ihrer Zeit verkehrten. Die aus Berlin stammende Fanny von Arnstein stellte, obwohl sie mosaisch geblieben war, sogar anno 1815 den ersten Christbaum in Wien auf. In ihrem Salon hatte schon Mozart verkehrt – und auch in dem der Eleonore Eskeles (1752–1812), die nun für uns von besonderem Interesse ist. Denn was schreibt Mozart da am 11. September 1782 an Vater Leopold? War er vielleicht doch ein Antisemit? Oder war er einer der vielen bedeutenden Leute, die sich so wie nach ihm zum Beispiel Frédéric Chopin und durchaus Richard Wagner und sogar Karl Lueger im persönlichen Umgang verhielten: „Wer a Jud is, bestimm i“ ? – Wer ein Jude ist, bestimme ich, so antwortete der berühmt-berüchtigte Wiener Bürgermeister um 1900 auf die Frage eines Journalisten, warum ausgerechnet er als deklariertes Antisemit etliche jüdische Freunde und eine sehr nahe jüdische Freundin habe. – Lesen wir Mozarts verdächtigen Brief:

Ich danke ihnen verbindlichst für die mir geschickten Zungen – Ich habe 2 der fr: Baronin gegeben, und die andern 2 für mich behalten, und morgen wollen wir sie verkosten; – haben sie die güte mir zu schreiben wie sie es mit der bezahlung dafür gehalten haben wollen. – wen sie mir auch schwarzreuter zuwege bringen können, so machen sie mir in der that sehr viel vergnügen. – die Jüdin Escules wird freylich ein sehr gutes und nütliches instrument zur freundschafts=trennung zwischen dem kayser und Russischem hofe gewesen seyn – den sie ist wirklich vorgestern nach berlin geführt worden, um dem könig das vergnügen ihrer gegenwart zu schenken; – die ist also eine haupt=Sau – den sie war auch die einzige ursache an dem unglück des günthers – wen das ein unglück ist, 2 Monath in einem schönen zimer |: nebst beybehaltung aller seiner bücher, seinen forte pianop: :|arrest zu haben, seinen vorigem Posto zu verlieren, dan aber in einem andern mit 1200 fl:gehalt angestellt zu werden; den er ist gestern nach hermanstadt abgereiset. – doch – solch eine sache thut einem Ehrlichen Mane imer wehe, und nichts in der Welt kan so was ersetzen. – Nur sollen sie daraus ersehen, daß er nicht so ein sehr grosses verbrechen gethan hat. – sein ganzes verbrechen ist –Etourderie – leichtsinigkeit – folglich – zu wenig scharfe verschwiegenheit – welches freylich ein grosser fehler bey einer Cabinets=Person ist. –obwohlen er nichts vom Wichtigkeit Jemand anvertrauet, so haben dochseine feinde, wovon der Erste |: der gewesene Stadthalter gr: v: herber=Stain :| ist, es so gut und fein anzustellen

gewust, daß der kayser welcher so ein starkes vertrauen zu ihm gehabt hat, daß er Stunden=weise mit ihm arm in arm im zimer auf und ab gegangen, ein desto stärkeres mistrauen in ihn bekam. – zu diesem allen kam die Sau Escules: eine gewesene amantin vom günther :| und beschuldigte ihn auf das Stärkste – bey der untersuchung der sache kame es aber sehr einfältig für die herrn heraus – der grosse lärm von der Sache war schon gemacht – die grossen hç: wollen niemals unrecht haben – und mithin war also das schicksaal des armen günthers, den ich vom herzen bedauere, weil er ein sehr guter freund von mir war, und |: wen es bey dem alten geblieben wäre :| mir gute dienste bey dem käyser hätte thun können. –stellen sie sich vor wie fremd und unerwartet es mir war, und wie nahe es mir gieng. Stephani – Adamberger – und ich waren abends bey ihm bey dem Soupè und den andern Tag wurde er in arest genomen. – Nun muß ich schliessen den die Post möchte mir davon lauffen.

Die „Sau Escules“. Uns stehen die Haare zu Berge ... die „Judensau“? Halten wir uns vor Augen, dass dieser Brief einem Vater galt, mit dem der Sohn gerade große Konflikte ausfocht, was seine Ehe mit der leichtfertigen „Weberischen“ Constanze betraf. Halten wir uns vor Augen, wie leicht Wolfgang Amadé Kraftausdrücke sexueller oder fäkaler Art fielen, die anno dazumal gar nicht verpönt waren – auch das „Götzzitat“ aus Goethes „Götz von Berlichingen“ (1774) war ein Zeichen der Befreiung im „Sturm und Drang“ der jungen Intellektuellen und wurde von Mozart in gleich zwei köstlichen Kanons in zwei Varianten vertont. Er selber bezeichnete sich in einem der „Bäsebriefe“ als „Edler von Sauschwanz“. Er sprach wohl einen schwäbisch-bajuwarisch gemischten Dialekt und, mit Verlaub, in Wiener Beisln wird es heute noch mitunter als Kompliment verstanden, wenn ein Mann eine Frau (oder sogar umgekehrt!) als „geile Sau“ bezeichnet. Der Autor dieses Beitrags ist in Wien aufgewachsen und kann dies bezeugen. Die Bezeichnung bezieht sich im pflichtschuldig formulierten Brief an den strengen Herrn Papa eher nicht auf die jüdische Abstammung der Frau Eskeles, sondern viel mehr auf ihr recht lockeres Liebesleben. Und auf politische Verwicklungen, die Mozart Angst machten. Immerhin ging es um vermuteten Landesverrat eines Freundes und er brauchte die Unterstützung des Kaisers, um seine Pläne verwirklichen zu können.

Mozart bezeichnete Frau Eskeles als „amantin“ im Sinne von Geliebte, Zweitfrau, ja Dirne – in der lateinisch geprägten, schönen rumänischen Sprache heißt das, nebenbei bemerkt, heute noch „amanta“. Die ebenso ge-

scheite wie lebenslustige und attraktive junge Dame war die Schwester des einflussreichen Wiener Bankiers Bernhard von Eskeles. Im Palais Eskeles in der Dorotheergasse befindet sich übrigens heute das Jüdische Museum. Eleonore war zum Teil in Amsterdam aufgewachsen, lebte dann in Berlin als Ehefrau eines gewissen Moises Fließ, von dem sie sich wahrscheinlich aus guten Gründen trennte und in ihre Geburtsstadt zurückkehrte, wo sie sich mit der entfernt verwandten Fanny von Arnstein befreundete. Nach dem beschriebenen Skandal wurde sie nach Berlin verbannt. Der König, dem sie laut Mozart das „Vergnügen ihrer Gegenwart“ schenkte, war Friedrich II. von Preußen, Kaiser Josephs liebster Feind und innenpolitisch ebenfalls ein Reformator. Nachdem sich alle üblen Verdächtigungen als haltlos erwiesen hatten, wurde Eleonore von Josephs Bruder und Nachfolger Leopold II. 1790 endgültig rehabilitiert, verlegte ihren Salon aber erst 1802 wieder nach Wien, wo sie 1812 allseits verehrt starb. Den Nachruf verfasste niemand Geringerer als Johann Wolfgang von Goethe, der ein Stammgast in ihren Salons gewesen war.

Der „amant“ war der nichtjüdische Hofkonzipist Johann Valentin Günther, Privatsekretär des Kaisers. Mozart nennt den Freimaurer-Logenbruder, über den wir nicht viel wissen, einen „sehr guten Freund“. Der Verdacht einer Spionage zugunsten Preußens und zuungunsten eines Bündnisses mit dem Russland der aus Preußen stammenden Zarin Katharina stand von Anfang an auf tönernen Füßen, sonst wäre die kaiserliche Gerichtsbarkeit wesentlich strenger vorgegangen. Die von Mozart angenommene Mitwirkung Eleonores an einer Verschwörung stellte sich schnell als frei erfunden heraus. Günthers Verbannungsort als Staatsbeamter, das früher mehrheitlich deutsch-, heute offiziell immer noch dreisprachige Hermannstadt (Sibiu/ Nagyszeben) im malerischen Siebenbürgen, war eine menschenfreundliche Lösung. Dort ließ und lässt es sich gut leben. Günther verschwand im Dunkel der Geschichte, aber wir wollen ihm alles Gute für seine hoffentlich noch vielen verbleibenden Jahre wünschen. Seine Beziehung zu Eleonore Eskeles war, so jedenfalls Mozart, ohnehin schon eine „gewesene“.

Die ganze Geschichte ergibt ein lebhaftes Sittenbild aus einer Zeit des Umbruchs, in der sich der bröckelnde Feudalismus und das späte Rokoko in eine relativ freie Gesellschaft verwandelten, freier als zuvor für Frauen und Minderheiten – und auch für künstlerisch aktive Menschen. Vergessen wir nicht, dass dies großteils nur die obersten Klassen betraf und alsbald von politischer Reaktion und vom Puritanismus des Biedermeier wieder

eingeebnet wurde. Die Protagonisten der Geschichte sind eine frei denkende und fühlende Frau, die zufällig Jüdin war, ein letztlich braver Diener seines kaiserlichen Herrn und ein genialer Komponist, der zwischen vom Vater bestimmten Zwängen und Aufstiegswillen lavierte. Von der Vermutung, Wolfgang Amadé Mozart könnte doch zumindest ein „bissel“, wie es in Wien heißt, Antisemit gewesen sein, bleibt so gut wie nichts übrig. Dies wurde, siehe die Webseite von „Davidkultur“, mittlerweile auch von offizieller jüdischer Seite festgestellt.

Aus dem Getto von Ceneda in die weite Welt

Am 7. Mai 1783 erwähnte Wolfgang Amadé in Wien in einem Brief an Vater Leopold Lorenzo Da Ponte – und dies sollte die einzige Erwähnung seines wesentlichsten Librettisten bleiben, die auf uns gekommen ist. Der von seinem Vorgänger Pietro Metastasio kurz vor seinem Tod 1782 gelobte Da Ponte war damals auf Empfehlung Antonio Salieris von Kaiser Joseph II. zum Hofdichter berufen worden. Als solcher hatte er vor allem Libretti für die gerade erst wieder installierte italienische Oper im Wiener Kärntnertortheater zu liefern. Da Ponte selbst schilderte viel später in seinen Erinnerungen die denkwürdige Audienz beim Monarchen: *Zuletzt fragte er mich, wieviele Operntexte ich verfasst hätte, worauf ich frei heraus sagte: „Keinen, Sire.“ – „Nun schön“, erwiderte er lächelnd, „so werden wir eine jungfräuliche Muse haben.“* Die Muse war gnädig. Nun aber der betreffende Ausschnitt aus Mozarts Brief:

Nun hat die italienische opera Buffa alhier wider angefangen; und gefällt sehr. – der Buffo ist besonders gut. er heist Benuci. – ich habe leicht 100 – Ja wohl mehr bücheln durchgesehen – allein – ich habe fast kein einziges gefunden mit welchem ich zufrieden seyn könnte; – wenigstens müsste da und dort vieles verändert werden. – und wen sich schon ein dichter mit diesem abgeben will, so wird er vielleicht leichter ein ganz Neues machen. – und Neu – ist es halt doch imer besser. – wir haben hier einen gewissen abate da Ponte als Poeten. – dieser hat nunmehr mit der Correctur im theater rasend zu thun. – muß per obligo ein ganz Neues büchel für dem Salieri machen. – das wird vor 2 Monathen nicht fertig werden. – dan hat er mir ein Neues zu machen versprochen; – wer weis nun ob er dan auch sein Wort halten kan – oder will! – sie wissen wohl die Herrn Italiener sind ins gesicht sehr artig! – genug, wir kenen sie! – ist er mit Salieri verstanden, so bekomme ich mein lebtage keins – und ich möchte gar zu gerne mich auch in einer Welschen opera zeigen.

Die hier geäußerte Meinung Wolfgang Amadé Mozarts über „die Herrn Italiener“, deren Sprache er vollkommen beherrschte und deren musikalische Errungenschaften er nicht nur schätzte, sondern ohne deren Belcanto-Stil seine Musik, auch die instrumentale, gar nicht denkbar wäre, mag heute befremdlich wirken. Sie ist aus einer Zeit heraus zu verstehen, in der es für „teutsche“ Komponisten (und gar erst Komponistinnen) sehr schwer war, führende Stellungen an einem Theater nördlich der Alpen zu erhalten, da diese fast nur mit übrigens ausschließlich männlichen italienischen Maestri besetzt wurden. Die Oper wurde zudem weltweit, auch sprachlich, so ähnlich von Italien beherrscht, wie heute die Populärmusik vom angelsächsischen Raum. Was den Wiener Hofkapellmeister Salieri betrifft, sei hier nur kurz festgestellt, dass Mozart mit ihm ein gutes und kollegiales Verhältnis hatte, einmal abgesehen von am Theater seit jeher üblichen Intrigen. Alle Legenden rund um die beiden Konkurrenten entbehren jeder historischen Grundlage und der mit Kassenschlagern wie „Amadeus“ verknüpfte Rufmord an Salieri, einem mehr als tüchtigen Musiker und liebenswerten Menschen, gehört zu den übelsten Verbrechen der Rezeptionsgeschichte.

Lorenzo Da Ponte war Venezianer wie Salieri. Für seinen Landsmann schrieb er in Wien zwischen 1784 und 1789 fünf Libretti, dann noch eines 1801 in London, sowie viele andere für damals aktuelle Komponisten, von denen der in Wien als Vincenzo Martini auftretende Spanier Vicente Martin y Soler, der Italiener Giovanni Paisiello und gegen Ende von Salieris Librettistenkarriere der Deutsche Peter von Winter heute noch bekannt sind. Doch die Sorgen, die sich Mozart im obigen Brief macht, erwiesen sich als unberechtigt. Da Pontes drei Operntexte für Mozart, „La nozze di Figaro“, „Don Giovanni“ und, wenn auch mit Verzögerungen, „Così fan tutte“ gerieten zu bleibenden Welterfolgen, entstanden in einer in der Operngeschichte derart seltenen kongenialen Zusammenarbeit, dass man diese singuläre Trias auch als „Mozarts Da Ponte-Opern“ bezeichnet. Wie schon weiter oben im Zusammenhang mit Mozarts (und Da Pontes!) engem Wiener Freund Raimund von Wetzlar festgestellt, gibt es dafür keinerlei briefliche Dokumente – man traf sich ohnehin ständig daheim, im Kaffeehaus, in Salons oder im Theater. Der 1927 verstorbene Hermann Abert hat Wetzlar in seiner einst berühmten Mozart-Biographie als „Stammesbruder“ Da Pontes bezeichnet, womit wir beim Thema dieses Beitrags wären.

Wusste Mozart überhaupt, dass Da Ponte, seit 1773 am Papier, wenn auch kaum je in seinem Leben katholischer Priester, jüdischer Abstammung war? Es ist anzunehmen, denn er wusste es auch von Wetzlar. Da Ponte selbst hat in seinen Memoiren seine Herkunft zwar nicht prinzipiell verleugnet, aber verschwiegen oder verschleiert. Er hatte am 10. März 1749 als Sohn des Lederhändlers Geremia Conegliano im Getto der Kleinstadt Ceneda (heute ein Teil der Commune von Vittorio Veneto) das Licht der Welt erblickt und den Namen Emanuele erhalten. Als der begabte Junge, der die Mutter Ghella früh verloren hatte und sich nach eigenem Bekunden mehr in die Werke Metastasios als in die Thora vertiefte, vierzehn Jahre alt war, entschloss sich sein einundvierzig Jahre alter Vater, eine sechzehnjährige Christin vor den Altar zu führen – in der Tat, denn er verabschiedete sich am 29. August 1763 samt seinen Kindern für immer aus dem Judentum. Emanuele war ab nun wie die ganze Familie ein Da Ponte, denn der taufende und verheiratende Bischof von Ceneda bestimmte für die Getauften die Übernahme seines eigenen Familiennamens, was damals üblich war – und gab dem Stammhalter seinen eigenen Vornamen Lorenzo.

Der musische Bischof erkannte die Begabung des Burschen und förderte sie lebhaft. Die Ausbildung zum Abbate wurde zwar vollendet, doch der junge Mann strebte nach dem Lorbeer der Dichtkunst und zog 1773 in die Metropole Venedig. Dort machte er sich rasch einen Namen, allerdings nicht nur als Poet, sondern als eifriger Liebhaber der Welt der Damen und Mätressen, ähnlich wie sein legendärer Zeitgenosse Giacomo Casanova. Er betätigte sich auch als Spieler, ganz nach dem Motto der flotten Venezianer: „Morgens eine kleine Messe, nachmittags ein kleines Spielchen, nachts ein kleines Weibchen...“, vertiefte sich freilich dazwischen in die Werke des eben diese Gesellschaft kritisch zeichnenden Carlo Goldoni und in die alte italienische Literatur. Zu einer großen Liebe wurde die sinnfrohe Aristokratin Angela Tiepolo, der wir nicht verargen können, dass sie mit ihrem einunddreißig Jahre älteren Patrizier-Gemahl nicht das wahre Glück gefunden hatte. Signora Angela war maßlos eifersüchtig, aber selbst auch nicht gerade treu. Nach einem Jahr in ihren Banden flüchtete Lorenzo nach Treviso, wo er Professor für Literatur wurde. Kürzen wir nun die Beschreibung von Da Pontes Jugend ab – samt einem Rückholversuch Angelas, der ihn fast das Leben wegen eines mordlustigen Nebenbuhlers gekostet hatte. Erwähnen wir, dass sein Vater in Ceneda mit seiner jungen Frau noch elf Kinder hatte, Lorenzo aber kaum mehr Kontakt zu seiner Familie. Es verschlug ihn noch einmal nach Venedig, wo ihm eine neue und

sehr skandalöse Liebe, die verheiratete Angioletta Bellaudi, drei Kinder gebar. Deren Mann war damit nicht einverstanden und klagte Da Ponte an. Dem Urteil – Gefängnis und Verbannung – entging er knapp und floh ins österreichische Görz. Angioletta kehrte zu ihrem Mann zurück. Lorenzo erreichte auf Umwegen Wien.

Das Liebesleben Da Pontes blieb auch in der Kaiserstadt turbulent, wobei er nun attraktive italienische Primadonnen bevorzugte. All diese Abenteuer erinnern natürlich an die Geschichten, die seine Operntexte erzählen, die tollen und zeitlos gewordenen Geschichten von der Macht und der Ohnmacht des Eros. Er war wohl ein Suchender des wahren Glücks. Um seine unehelichen Kinder – es waren mehr als die drei mit Angioletta – kümmerte er sich offenbar nicht, bevor er sich ab 1792 in London und ab 1805 in den USA in einen treusorgenden Familienvater verwandelte. Noch in Wien hatte er Nancy Grahl kennen gelernt, die Tochter eines wohlhabenden englischen Kaufmanns mit jüdischen Wurzeln. Sie war zwanzig Jahre jünger und nahm bei ihm Unterricht in der Sprache des ihr vom Vater bestimmten Gemahls, eines italienischen Handelsherrn. Der Vater war ein erstaunlich verständnisvoller Gentleman, denn er erkannte rechtzeitig die entstehende Liebe zwischen seiner Nancy und ihrem Lehrer und stimmte deren Verlöbnis zu, obwohl Da Ponte kein wirklich reicher Mann war. Und siehe da, der zweiundvierzigjährige Abenteurer führte fast vierzig Jahre lang, bis zum innig betraurten Tod seiner Frau, eine mit liebevoll betreuten Kindern gesegnete Ehe. Er selbst wurde fast neunzig Jahre alt, schlug sich in Amerika mit allerlei Geschäften herum, begründete die italienische Literatur- und Sprachwissenschaft in den Vereinigten Staaten, schrieb seine aus viel Dichtung und etwas Wahrheit bestehenden Memoiren, gründete als rüstiger 83jähriger 1832 ein erstes Opernunternehmen in New York und eröffnete es mit „Don Giovanni“ – welch ein buntes, schillerndes und erfülltes Leben!

Was Mozart und Da Ponte so über das Judentum besprochen haben, vielleicht in den Salons der Wetzlars und Arnsteins, wissen wir nicht. Im Zentrum des gemeinsamen Schaffens stand es ganz und gar nicht, in den drei Opern kommen keine Jüdinnen oder Juden vor. Lorenzo Da Ponte fühlte sich wie schon sein Vater vor allem als Italiener und propagierte die Kunst und die Sprache seiner Heimat mit Leidenschaft. Es ist anzunehmen, dass er aus der Kindheit und der Synagoge des Gettos von Ceneda Grundkenntnisse des Hebräischen mitnahm in ein Leben, in dem er auch die damalige

Weltsprache Französisch, das Deutsche und das Englische halbwegs erlernte. So ist Lorenzo Da Ponte das Paradebeispiel eines vollkommen assimilierten jüdischen Menschen, zum Christen geworden, Italiener, US-Bürger und Weltmann. Könnte es dennoch sein, dass er sein familiäres Lebensglück nicht ganz unbewusst bei einer Frau fand, die so war wie er?

Der Hofrat im engsten Kreis der Macht

Im 18. Jahrhundert konnte ein jüdischer Wissenschaftler (wieder einmal: es waren nur Männer) im Habsburgerreich große Karriere machen, insbesondere, wenn er die Religion wechselte. So gab es einen prominenten jüdischen Zeitgenossen Mozarts, eine Freundschaft kann man vermuten. Joseph Reichsfreiherr von Sonnenfels (1732/33–1817) wurde im damaligen Nikolsburg in Mähren als Sohn des aus Preußen stammenden Rabbiners Lipman Perlin geboren. Letzterer hatte eine gewisse Ähnlichkeit mit Da Pontes Vater, so unterschiedlich beider Leben auch gewesen ist. Er erwarb sich große Bekanntheit als Übersetzer und Lehrer orientalischer Sprachen, übersiedelte nach Wien und trat am 18. September 1734 mit seinen vier Söhnen – ohne deren Mutter! – in der Schottenkirche zur katholischen Religion über. Der Taufpate war Fürst Carl von Dietrichstein. Lipman Perlin nahm den Namen Alois Wiener an. Der hochgeachtete Gelehrte wurde bereits 1746 geadelt und war ab da wie seine Söhne ein „von Sonnenfels“. Sohn Joseph (den Vornamen hatte er wohl behalten) war Soldat bei den Hoch- und Deutschmeistern, studierte Jus an der Wiener Universität und promovierte 1763 zum Doktor der Philosophie – dies alles geschah unter den Augen der Antisemitin Maria Theresia, zu deren 45. Geburtstag er eine viel beachtete Festrede für die „Deutsche Gesellschaft“ hielt. Schließlich wurde er Universitätsprofessor für „Polizei- und Kameralwissenschaften“ und profilierte sich als führender Theoretiker der Aufklärung im alten Österreich. Er war an der (leider teils vorübergehenden) Abschaffung der Folter und der Todesstrafe maßgeblich beteiligt, propagierte die von Gottsched begründete neue deutsche Hochsprache, gehörte zum engsten Beraterkreis Josephs II. und zog 1779 als Hofrat in die Hofkanzlei ein. Mit dem nicht konvertierten Moses Mendelssohn hatte er der Überlieferung nach ein „gespanntes Verhältnis“. Den Künsten galt sein großes Interesse. Er reformierte im Auftrag des Kaisers das Burgtheater, wo er auch als Zensor wirkte, und übernahm 1811 das Präsidentenamt der Wiener Akademie der Bildenden Künste. In Wien findet sich eine Reihe von Denkmälern, die man ihm errichtete, so auch eines am Sockel des Monuments für Maria

Theresia. Letzteres überlebte die Nazizeit, etliche andere wurden entfernt, aber aufgehoben und nach 1945 wieder aufgestellt.

Mozart begegnete Sonnenfels immer wieder, erwähnte ihn auch en passant in Briefen wie im folgenden an den Vater vom 22. Dezember 1781, hier in einer leicht modernisierten Version des Gutenberg-Projekts: *Wenn Sie glauben, daß ich bei Hofe, bei der ganzen und halben Noblesse verhaßt seie, so schreiben Sie nur an Herrn von Strack, Gräfin Thun, Gräfin Rumbeck, Baronin Waldstädten, Herrn von Sonnenfels, Frau von Trattnern, enfin an wen Sie wollen. Unterdessen will ich Ihnen nur sagen, daß der Kaiser letzthin bei der Tafel das größte Eloge von mir gemacht hat, mit den Worten begleitet: C'est un talent décidé; und vorgestern, als den 24., habe ich bei Hofe gespielt. Es ist noch ein Klavierspieler hier angekommen, ein Welcher, er heißt Clementi; dieser war auch hineinberufen. Gestern sind mir davor fünfzig Dukaten geschickt worden, welche ich dermalen recht nötig brauche.* Es ist also anzunehmen, dass auch Leopold Mozart den berühmten Gelehrten und Staatsrat kannte. Außerdem war Sonnenfels Mitglied der Freimaurerloge „Zur wahren Eintracht“, später Großmeister der Distriktloge „Zur wohlthätigen Eintracht“ und galt als Wiener Oberhaupt der „Illuminaten“ des Ignaz von Born. Da gab es Gelegenheiten genug, Mozart zu begegnen, Später befreundete er sich mit Ludwig van Beethoven, der ihm seine Klaviersonate op. 28 widmete.

Ein kleines Stück mit großer Botschaft

Im Juli 1828, seinem frühen Todesjahr, komponierte Franz Schubert den 92. Psalm für Baritonsolo, Vokalquartett und Chor. Er widmete dieses wundersam innige Gebet in hebräischer Sprache Salomon Sulzer, dem 1804 in Hohenems geborenen und 1890 in Wien verstorbenen Kantor der Wiener Synagoge. Sulzer gilt als bedeutender Reformator der liturgischen Musik der mosaischen Religion, unterrichtete auch Gesang am Wiener Konservatorium und war der Vater eines späteren Kapellmeisters am Burgtheater, eines Solocellisten der Wiener Philharmoniker und zwei berühmter Opernsängerinnen. Er war gläubig, aber nicht orthodox und in seiner Jugend ab 1825 ein häufiger und gern gesehener Gast im Kreis der Schubertiaden. Franz Schubert, nach Wolfgang Amadé Mozart das größte Wunder der sogenannten abendländischen Musik, hat in seinen katholischen Messen die Textstelle von der alleinseligmachenden Kirche nie vertont, mit Sicherheit bewusst, weil er nicht an etwas Alleinseligmachendes glaubte, sondern die Zukunft der Religionen in deren friedlichem

Miteinander sah. Sein 92. Psalm wurde später auch in deutscher Sprache als „Lied für den Sabbath“ in einer Übersetzung von Moses Mendelssohn gedruckt – „Lieblich ist's, dem Ew'gen danken“. Schubert war der erste große nichtjüdische Komponist, der Musik für die Synagoge geschrieben hat. Das Judentum war, ob gläubig oder nicht, so schien es in dieser Zeit, in der Mitte der europäischen Gesellschaft angekommen. Die Handschrift von Schuberts kostbarem Stück befand sich bis 1938 im Besitz der israelitischen Kultusgemeinde in Wien und ist seitdem verschollen. Die Botschaft des Friedens, die aus großer Musik spricht, lebt weiter und sollte gerade in unserer Zeit gehört, gefühlt und verstanden werden.

Verwendete Literatur

Volkmar Braunbehrens, Mozart in Wien, München 1986

Tina Walzer, Mozart war kein Antisemit. In: Jüdische Kulturzeitschrift, www.davidkultur.at, Dezember 2021

Mozarts Briefe und Aufzeichnungen, dme@mozarteum.at

Mozarts Briefe, www.projekt-gutenberg.org

Harald Goerz, Mozarts Dichter Lorenzo da Ponte, Wien 1985

Lorenzo Da Ponte, Mein abenteuerliches Leben, dt. von Eduard Burckhardt, Zürich 1991

Wikipedia, Joseph von Sonnenfels

Otto Erich Deutsch, Franz Schubert, Thematisches Verzeichnis seiner Werke, Kassel 1978

Mozarts Begegnung mit dem Judentum im Spiegel des Familien-Briefwechsels

Rainer J. Schwob

Im Briefwechsel der Familie Mozart wird das Judentum als Religion selten angesprochen, auch werden nur gelegentlich einzelne Personen als ‚Juden‘ benannt.¹ Eine Ausnahme ist Mozarts Vermieter und Förderer Raimund Wetzlar von Plankenstern (1747–1810), den Mozart im Januar 1781 als „Reichen Juden“² und fünf Monate später, anlässlich der Übernahme der Taufpatenschaft für seinen ersten Sohn Raimund Leopold, als seinen „wahren guten freund“³ bezeichnet. Da Raimund Wetzlar wohl katholisch getauft war – sein Vater Abraham⁴ war 1776 konvertiert (Taufname Karl) und zählte seit 1777 zum Reichsfreiherrenstand⁵ – kann man hier nicht von einer Begegnung mit dem Judentum im religiösen oder kulturellen Sinne sprechen.

1783 und nochmals 1789 lebten Wolfgang und Constanze Mozart im historischen Zentrum der Wiener jüdischen Gemeinde, am Judenplatz;⁶ doch sind sie dadurch nicht unbedingt in Berührung mit dem inzwischen in anderen Vierteln ansässigen jüdischen Wien gekommen. Ähnliches gilt ein paar Jahrzehnte früher in Salzburg, wo Mozarts Geburtshaus nur wenige Schritte von der Judengasse entfernt ist. Doch konnten die Familie Mozart in der erzbischöflichen Residenzstadt weder Juden oder Jüdinnen noch andere christliche Konfessionen als die katholische kennenlernen: Die Bezeichnung „Judengasse“ stammt aus dem Mittelalter; die wenigen in Salzburg noch sesshaften Juden waren 1498 unter Erzbischof Leonhard von Keutschach

1 Vgl. die Klatschgeschichte um die Spionage-Affäre Günther/Eskeles, in: Wolfgang Amadé Mozart an Leopold Mozart in Salzburg, Wien, 11. September 1782 (BD [=Bauer/Deutsch] 691), Z. 7–32; die Ausweisung des Portugiesen Laudon aus Salzburg, in: Leopold Mozart an Maria Anna von Berchtold zu Sonnenburg in St. Gilgen, Salzburg, 9. und 10. März 1787 (BD 1038), Z. 73–81; sowie die wegen unterschiedlicher Preisvorstellungen gescheiterten Versuche Leopolds, Schmuck an reisende jüdische Kaufleute aus Wien und München zu verkaufen, in: Leopold Mozart an Johann Baptist und Maria Anna von Berchtold zu Sonnenburg in St. Gilgen, Salzburg, 5. Oktober 1785 (BD 883), Z. 5–18; 6. bis 8. Oktober 1785 (BD 884); Z. 68–79; 9. bis 11. März 1786 (BD 939), Z. 104–111; und 28. April 1786 (BD 952), Z. 71–75. Alle Briefe zitiert nach der jeweiligen „Lesefassung“ in: Internationale Stiftung Mozarteum Salzburg/ Anja Morgenstern (Hg.), *Mozart Briefe und Dokumente – Online-Edition*, <https://dme.mozarteum.at/briefe-dokumente/> > Online-Edition.

2 Wolfgang Amadé Mozart an Leopold Mozart in Salzburg, Wien, 22. Januar 1783 (BD 722), Z. 28 (wie Anm. 1).

3 Wolfgang Amadé Mozart an Leopold Mozart in Salzburg, Wien, 18. Juni 1783 (BD 752), Z. 26f. (wie Anm. 1)

4 Ihn lernte Mozart im November 1781 kennen und beschrieb ihn als „der reiche getaufte Jud wetzler“, vgl. Wolfgang Amadé Mozart an Leopold Mozart in Salzburg, Wien, 24. November 1781 (BD 644), Z. 8 (wie Anm. 1).

5 Vgl. [Felix Czeike], Art. *Karl Abraham Wetzlar*, in: Felix Czeike, *Historisches Lexikon Wien*, Wien: Kremayr & Scheriau/Orac 2004, Bd. 5, S. 620f.; vgl. auch *Wien Geschichte Wiki*, <https://www.geschichtewiki.wien.gv.at/?curid=8317> (Version vom 11.08.2023, Stand 06.02.2024).

6 Vgl. [Felix Czeike], Art. *Mozart-Wohnungen*, in: ebd., Bd. 4, S. 307 f.; vgl. auch *Wien Geschichte Wiki*, <https://www.geschichtewiki.wien.gv.at/Mozart-Wohnungen> (Version vom 19.10.2023, Stand 06.02.2024).

ausgewiesen worden.⁷ Die Protestanten vertrieb man mehrfach, zuletzt 1731/32,⁸ also wenige Jahre vor Leopold Mozarts Ankunft in Salzburg.

Aufschlussreich sind daher die Erfahrungen mit anderen Religionen und Konfessionen, die die Mozarts von ihrer großen Westreise von 1763 bis 1766 nach Hause – vor allem an den Salzburger Kaufmann Lorenz Hagenauer – berichteten. Schon auf dem Hinweg schreibt Leopold Mozart aus Schwetzingen mit Bezug auf die Pfalz bzw. Mitteldeutschland:

„wir sind nun wirklich immer in orten, wo 4 Religionen sind. nämlich Catholisch, Lutherisch, Calvinisch, und Juden“.⁹

Es ist auffällig, dass er zwischen Konfessionen und Religionen nicht unterscheidet; Lutheraner und Calvinisten sind für ihn eine vergleichbare Kategorie wie Juden.¹⁰ Den Höhepunkt der Reise und der mannigfaltigen kulturellen Erfahrungen stellte sicherlich der lange Aufenthalt von April 1764 bis Juli 1765 in der Großstadt London dar, wo Leopold in seine Reise-notizen unter den zahlreichen Kontaktpersonen auch fünf „Juden“ notiert.¹¹

In der vielfältigen Metropole wurden einige vorgefasste Meinungen der Mozarts auf die Probe gestellt. Am 13. September 1764 berichtet Leopold aus Chelsea bei London an Lorenz Hagenauer in Salzburg über seine Erkrankung, eine hartnäckige „Verkältung“ mit verdorbenem Magen. Nachdem ein englischer Arzt an der Behandlung gescheitert war (und Leopold dadurch möglicherweise Opium-süchtig wurde), wusste ein „Hebraischer Medicus“ aus Portugal die richtige Therapie:

„und der Magen war ganz verdorben; und da der *Medicus* den 25.ten kamm, so war er etwas verlegen, und sagte: ich wäre kein *Subiectum* viele *Medicamenten* zu nehmen, ich sollte nun essen, und durch speisen nach und nach Sechen zu Kräften zu kommen; und so verlies er mich: [...] und da ich essen sollte, ohne das man Magen

7 Vgl. Markus Wenninger, *Die Entwicklung der Stadt Salzburg: Zur Geschichte der Juden in Salzburg*, in: Heinz Dopsch (Hg.), *Geschichte Salzburgs. Stadt und Land*, Bd. I, Teil 2, Salzburg: Universitätsverlag Anton Pustet Salzburg 1983, S. 747–756.

8 Vgl. Art. *Protestantenvertreibung*, in: *Salzburg Wiki*, <https://www.sn.at/wiki/Protestantenvertreibung> (Version vom 30.11.2023, Stand 06.02.2024).

9 Leopold Mozart an Lorenz Hagenauer in Salzburg, Schwetzingen, 19. Juli 1763 (BD 56), Z. 38f. (wie Anm. 1).

10 Vgl. auch Leopold Mozart an Lorenz Hagenauer in Salzburg, Koblenz, 26. September 1763 (BD 64), Z. 133–142.

11 Vgl. Leopold Mozarts Reisenotizen, in: Internationale Stiftung Mozarteum Salzburg (Hg.), *W.A. Mozart. Briefe und Aufzeichnungen. Gesamtausgabe*, gesammelt und erläutert von Wilhelm A. Bauer und Otto Erich Deutsch [...], Kassel [u.a.]: Bärenreiter, Bd. 1: 1962, Nr. 99, London 1764 [23.4.1764–4.9.1765], S. 192–198, hier S. 196, Z. 128–133.

zu hilfe gekommen, der so schwach und elend ware, daß ich nicht einmahl im Stand war mein Händlbiegel zu essen, so brachte mir ein Freund, Namens *Sipruntini*, der ein gebohrener Jude ist einen *Medicum* seinen Vetter, der ein *Portugäsischer* Jude war, und dieser kamm durch ein *Rhebar*: [Rhabarber-] Pulver dazu er magenstärkende Sachen gemischt, und das mir eine gelinde *Evacuation* gemacht, und durch einen gewissen Tranck, davon ich 4. Täge alle Tag eine kleine *Coffeé* Schalle voll 3. mahl nehmen muste, und ich ieden Tag frisch bekam, meinen Magen wieder in so guten Stand, daß ich nicht nur nach und nach mehr *Appetit* bekam, sonderen, da ich in *chelsea* einige Täge ware, bald einen ordentlichen Hunger spierte. [...] Unter dieser Zeit [29. Juli bis 4. August] nahm ich des besagten *Hebraischen Medici* ordinirte *Medicinen*. [...] Nun wissen sie alles. Noch eins! ich empfand in meinen gliederen nach dem ich vom Bethe Aufstand, ein gewisses anspannen; so daß ich die hand und Finger kaum ausspannen, und keine Bewegung der Nerven ohne schmerzen machen konnte. Ich zeigte natürlicher Weise dem Jüdischen *Medico* die *Recepten* der gebrauchten *Medicamenten*; Er sagte gegen mich kein Wort dawieder: Allein nach der Hand im weggehen schmächte er wieder den *Medicum*, dene er nicht kennet, und sagte, daß er durch das 2.mahl mir gegebene *oppium* die Nerven angriffen habe. Der obbemelte *Sipruntini* ist ein grosser *Virtuos* auf dem *Violoncello*, er ist eines Holländischen Juden Sohn. Er fand den Jüdischen Glauben und ihre *Cermonien* und Gebothe, nachdem er *Italien* und *Spanien* durchgereiset lächerlich: er hat solchen glauben demnach verlassen; doch weis ich noch nicht, ob er sich tauffen lassen, und da ich nächstens von Glaubenssachen mit ihm sprach, so fand ich aus allen seinen Reden, daß er sich dermahlen begnüget Einen Gott zu glauben, diesen beförderst, dann seinen Nebenmenschen wie sich selbst zu lieben, und als ein ehrlicher Mann zu leeben. Ich gab mir Mühe ihm Begriffe von unserm Glauben beyzubringen, und ich brachte es so weit, daß er nun mit mir eins ist, daß unter allen christlichen Glauben, der Catholische der beste ist. Ich werde mit nächsten wieder eine *Attaque* machen: dan man muß ganz gelinde darein gehen. Gedult! Vielleicht werde ich noch *Missionarius* in Engelland.“¹²

¹² Leopold Mozart an Lorenz Hagenauer in Salzburg, Chelsea, 13. September 1764 (BD 92) (wie Anm. 1). Kursiver Text zeigt Lateinschrift (statt Kurrentschrift) in der Editionsvorlage an – allerdings sind die zitierten Londoner Briefe nur in einer um 1768 entstandenen Abschrift erhalten.

Obgleich ‚aufgeklärt‘ und an den Gebräuchen anderer Konfessionen bzw. Religionen interessiert, hält Leopold als treuer Katholik an der Suprematie seines Glaubens fest. Was wohl der weit gereiste und aufgeklärte Cellist Emanuel Siprutini (ca. 1730–ca. 1790), der die jüdischen Zeremonien und Gebote nicht mehr beachtete, insgeheim über die katholischen Zeremonien und Gebote dachte – oder über die Freimaurer-Riten, denen sich Leopold wie Wolfgang Mozart einige Jahre später bereitwillig unterzogen?

Sechs Monate nach Leopolds Erkrankung ist Maria Anna Mozart Patin in einer multikonfessionellen Taufzeremonie, die in Salzburg in dieser Form nicht denkbar gewesen wäre. Bei dieser Gelegenheit erwähnt Leopold, dass die Londoner Juden nicht seinem Klischee entsprächen und sich ähnlich verhielten wie Christen vergleichbaren sozialen Standes.

„Ich muß ihnen doch in der Geschwindigkeit eine artige Geschichte erzehlen. Hier ist der Gebrauch, daß wenn ein Kind getauft wird, so sind neben anderen guten Freunden die hauptpersonen 1. Gevatter und 2. Gevatterinnen. Man pflegt allzeit zu Hause, und gemeinlich viele Täge und auch Wochen das Kind erst taufen zu lassen nach der Geburth. Ein Musickhändler |: welche auch *Instrument*: verkauffen |: ein Teutscher aus Hessen, dessen Frau eine Schweizerin ist, bath meine Frau mit einem gewissen teutschen Herrn und einer teutschen Jungfer bey der taufe seines Kindes zu Gevatter zustehen. Wir entschuldigten uns immer; bis endlich der Teutsche Herr Gevatter ein *Commissarius aus Braunschweig* uns selbst ansuchte. Die Tauffe war 4. Wochen nach der Geburt Abends um 5. Uhr. Die Merckwürdigkeit dieser Tauf bestehet darinne, daß der Vatter des Kinds gar keine Religion hat, und seine Gründe nur darinne bestehen, daß man Gott anbethen, ihm und seinen Nebenmenschen lieben und ein ehrlicher Mann seyn müsse. Die Mutter, die gegenwärtig war, ist eine *Calvinistin*, und hält ihre *Religion* noch so zimmlich. Der HerrGevatter ist Luterisch, und die Jungfrau Gevatterinn *Calvinisch*, meine Frau als die 2.te weibliche Gevatterin eine gut catholische Salzburgerin, und der Herr *Pastor* |: der hier *Minister* genennet wird |: ist englischer *Religion*. Wie gefällt ihnen diese Tauf *compagnie*? – – für uns catholischen war bey der Tauf selbst nichts ungewöhnliches; denn der Glaub in Gott, und das Vatter unser, so hier gebethet wurde ist nach der englischen Kirche von Wort zu Wort, wie bey uns. Aber die Lutheraner und *Calvinistin*

musten etwas ihnen ungewöhnliches mitmachen, nämlich mit uns allen niederknien, dann in der englischen Kirche wird kniend gebethet. war es nicht schade, daß nicht auch noch ein Jude, wenigst in der Compagnie ware? Wenn Herr *Zunsen* ein Jude und *Commissaire* von *Paderborn*, der oft zu uns kommt, nachricht gehabt hätte, so würde er wenigst zum Tauf Soupé gekommen seyn; Sie müssen aber wissen, daß die herrlichen Juden keine Bärte, und samtene Kleider und harbeutl *Peroucken* tragen; daß, sonderlich die Portugesischen Juden mit allem Aufputze, wie ein Franzos, in ihre *Synagoge* gehen, und gahr nichts an ihnen zu sehen ist, was einem Juden gleicht. ja Sie müssen auch wissen, daß die grossen und andere nach der Mode denkende Juden so wenig ihren Glauben halten, als der grosse Theil der französischen, Englischen, *Italiänischen* und *Portugesischen* Christen; da jene, wie diese wenn der *Dies Domini*, das ist *Sabath* und Sonntag kommt aus der Statt den Abend zuvor fahren, und auf ihren Landgütern bleiben, bis dieser traurige Bett-Tag vorbeÿ, weil an solchen Tagen weder *Comedie* noch opera noch andere Lustbarkeit in der Statt ist: und würden den die gemeinen Leute in der Kirche Platz finden, wenn die grossen und Reichen auch dahinn giengen? – Sie bleiben aus *Complaisance* weg. Sehen Sie, wie eine Sache in die andere gehet; wenn ich so fort schreibe, so wird es wieder ein Brief werden, an dem Sie eine gute halbe Stunde zu lesen haben.⁴¹³

Die Jahrzehnte vor der Französischen Revolution sind eine Zeit großer Kontraste: Unter dem Etikett der Aufklärung bzw. des aufgeklärten Absolutismus und der Säkularisation wechseln von religiösem Hass geprägte Vorurteile und Meinungen mit Neugier, Offenheit und – im besten Falle – Toleranz. Der Familienbriefwechsel zeigt, dass die Mozarts, obgleich Kinder ihrer Zeit, zu den drei letzteren Eigenschaften tendierten.

13 Leopold Mozart an Lorenz Hagenauer in Salzburg, London, 19. März 1765 (BD 96) (wie Anm. 1).

RESPONSE



Von „Verantwortung“ zu „response-ability“. Eine Rede.

Von Thomas Ballhausen

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Gäste,
liebes „response-ability“-Team,

es ist die erste meiner schönen Aufgaben, sie heute ganz herzlich im Salzburger Kunstverein zur Eröffnung der Gruppenausstellung „response-ability“ begrüßen zu dürfen. Das Titelwort „response-ability“ verbindet zwei aufeinander bezogene Aspekte: „response“, also die willentliche, oftmals reagierende Handlung, die auf einer Entscheidung fußt; und „ability“, als Möglichkeit überhaupt reagieren, entscheiden und Verantwortung übernehmen zu können. Die bewusste Bezugnahme der Künstlerinnen auf das zusammengesetzte „response-ability“ spiegelt für mich ihr Ansinnen wider, gemeinsam die Hierarchien und Systeme, in denen wir uns bewegen, kritisch zu adressieren und die Konfrontation mit den vermeintlich unverrückbaren Grenzen ebendieser Hierarchien und Systeme zu suchen.

Dass sie heute hier sind und mir ein paar Minuten lang zum Thema der „response-ability“ zuhören, dass ich also angesichts eines so schönen und wichtigen Ausstellungstitels und einer so eindringlichen Ausstellung so tun darf, als ich hätte ich ein wenig Ahnung, ist nicht zuletzt mir anzulasten. Wie also habe ich uns das eingebrockt, wie es so passend heißt? Im Rahmen meiner Lehre an der Universität Mozarteum Salzburg versuche ich unter anderem, für die tiefenhistorischen Dimensionen, die semantischen Rucksäcke und die gegenwärtigen Aktualisierungen der von uns mitunter so leichthin verwendeten Begriffe zu sensibilisieren. Dieses Nebeneinander von Bedeutungen in der sprachlichen Anwendung erscheint mir dabei nicht immer nur unproduktiv, eben weil wir uns in unserer an Zumutungen nicht armen Gegenwart verdeutlichen müssen, wie wir mit unserer Sprache Wirklichkeit nicht nur beschreiben, sondern eben auch stiften, auf welchen Wegen wir trotz vielgestaltiger Übersetzungsherausforderungen in einen aufrichtigen Austausch treten können und nicht zuletzt, wo und wortwörtlich worauf wir stehen, wie wir uns also in Diskursen und Praxen auch in gesamtgesellschaftlichen Kontexten positionieren.

Ganz im Sinne dieser Vorüberlegungen habe ich im Rahmen einer Seminarsitzung vom Begriff der „Verantwortung“ gesprochen und von der

sprachlichen Wirklichkeit einer darauf aufsetzenden „response-ability“, also der Möglichkeit in angemessener Weise zu reagieren, zu handeln, auf übergeordneter Weise für Dritte sichtbar, vielleicht auch wirksam zu werden. In diesem Sinne steckt in der für sich selbst und gegenüber Anderen wahrgenommenen Verantwortung buchstäblich auch die in ihrer Pluralität zu denkende „Antwort“, für den heutigen Abend und im Sinne der Ausstellung also Wunsch und Befähigung zum Antworten, zum Einmischen, zum Fordern und Finden neuer Fragen – und nicht zuletzt zum Ausspielen eines tatsächlich kritischen Potenzials der Künste. Wenn ich mich also hier so umsehe, mir als Autor die Stiftungsfunktion der Sprache einen neuen Grund beschert hat, mir als Leiter der „Interuniversitären Einrichtung Wissenschaft und Kunst“ die Notwendigkeit von Übersetzung und Transfer in Erinnerung gerufen werden, mir als Lektor von den beteiligten Künstlerinnen heute im Aufnehmen der genannten Begriffe gezeigt wird, wo wir stehen, zu stehen haben und wie praktisch Theorie sein kann, wenn ich mich also hier nun umsehe, dann gewinne ich den Eindruck, ja, dafür möchte ich nur zu gerne mitverantwortlich sein. Damit ist die „Ortung“, auch ein aus der „Verantwortung“ abzulesender Anteil, ganz deutlich dargelegt.

So wie Clara Elixmann, Vanessa Friedl, Melanie Forsthuber, Maria Geiser, Toni Ofner und Josefa Wiedemann „response-ability“ aufgenommen, durchdrungen und für uns im Rahmen ihrer Ausstellung erschlossen haben, zeigt nicht nur die Ernsthaftigkeit der Auseinandersetzung mit zeitgemäßen, emanzipativen Theorien oder die Wirkmächtigkeit von ermächtigendem „Artivism“, also dem Ineinander von künstlerischer Praxis und politischem Engagement. Es sich im besten Sinne nicht einfach zu machen zeigt und bedeutet für diese temporäre Künstlerinnen-Gemeinschaft Komplexität zu verhandeln, indem man sie hier in aller Anschaulichkeit und Begehbarkeit „auslegt“. Dabei darf nicht unerwähnt bleiben, dass die Künstlerinnen in der Verwendung von regional abgegebener Altkleidung in einen internationalen Zyklus aus Auswahl, Recycling und Verschiebung eingreifen und allein schon mit der schieren Menge einen bedenklichen Ist-Zustand zugleich befragen und sinnlich erfahrbar machen.

Abseits von Simplifizierungen und gar zu einfachen Antworten wird mit der Ausstellung, dieser „Ort“ – ebenfalls Teil einer für uns zu aktualisierenden „Verantwortung“ – für die kommenden Tage vorsätzlich zu einem Raum der Ermächtigung, des Gemeinsamen und des Kollektiven gemacht. Das Versprechen auf Kritik findet in diesen Texturen Gestalt, einmal mehr

als Vielheit; Kritik findet in diesem neu auszulegenden Verhältnis von Ansicht und Absicht mithin also Gestalten, einen vorsätzlich beweglichen, textilen Grund. Mit „response-ability“ „räumt“ es sich sozusagen, eben weil mit den Mitteln der Kunst ein öffentlicher Gebrauch von Vernunft vorangetrieben wird. Das kritische Potenzial wird, eben wie ein beliebiges Kleidungsstück oder ein symbolträchtiger Handschuh, gewendet und angewendet, es wird in diesen Häufungen geradezu zur Provokation, zur, wie ich meine, notwendigen Provokation.

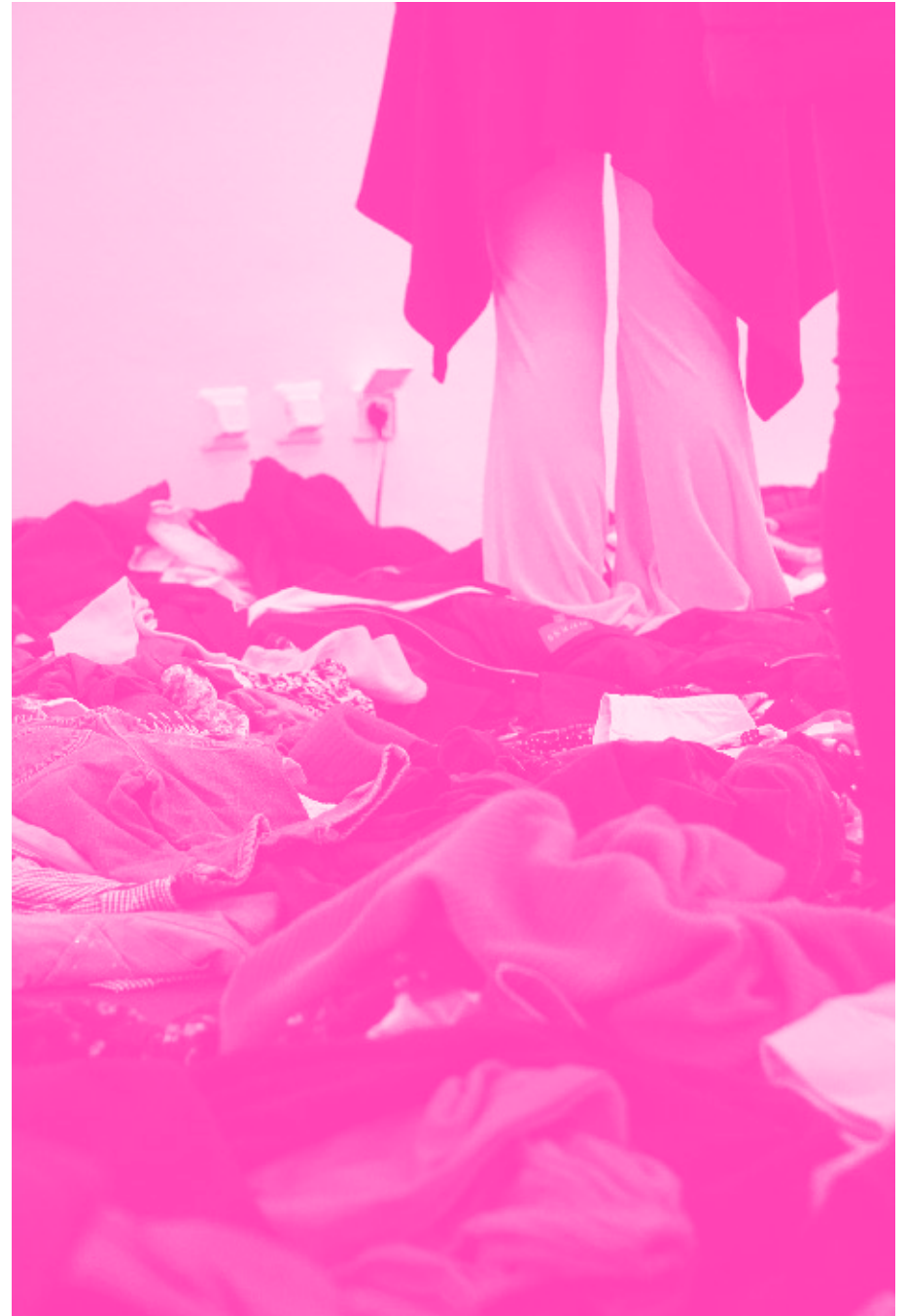
Was also kann und soll eine Kritik der Künste und des Denkens angesichts einer erodierenden Wirklichkeit sein, die sich als unausgesetzter Prozess zeigt und zugleich doch entzieht? Dem Wandel aus Zeigen, Verbergen und erneutem Erscheinen wird mit der Ausstellung „response-ability“ Ermächtigung beigelegt, begleitet von nicht zuletzt kulturpolitisch lesbaren Momenten: Also Ambivalenz und Uneinigkeit auszuhalten, die angemessene Diskursteilnahme zu suchen und vor allem ein neues Miteinander denkbar zu machen, das nicht mehr nur auf Funktionieren und Verwerten ausgerichtet ist. In all der sichtbaren, der sichtbar gemachten „Erschöpfung“ wird von den Künstlerinnen also auch die darin versteckte, die darin angelegte „Schöpfung“ aufgedeckt. Clara Elixmann, Vanessa Friedl, Melanie Forsthuber, Maria Geiser, Toni Ofner und Josefa Wiedemann fragen also, was ich wichtig und stark finde; sie fragen aber nicht nur nach den Widrigkeiten des Heute, sie deuten auch an, was das Morgen – ein anderes Morgen – sein kann.

Das bringt mich zu meiner zweiten, abschließenden Aufgabe. In der Verantwortung ist auch das „Wort“ enthalten, manchmal etwas locker ausgesprochen und ausgestreut, damit es gefunden, aufgenommen und verwandelt wird. Diese hiermit vollzogene Eröffnung soll und darf eine Form des Öffnens sein, was für mich meint, nein, ich gebe das Wort nicht auf, vielmehr ja, ich gebe es weiter, in diesen Abend hinein. Zum Abschluss also ganz deutlich, so deutlich, wie es mir möglich ist: Ja.

Vielen Dank.

Editorische Notiz

Diese Rede wurde zur Eröffnung der Gruppenausstellung „response-ability“ (beteiligte Künstlerinnen: Clara Elixmann, Vanessa Friedl, Melanie Forsthuber, Maria Geiser, Toni Ofner und Josefa Wiedemann) am 2. Dezember 2023 im Salzburger Kunstverein (Laufzeit: 3. bis 6. Dezember 2023) gehalten. Die Veröffentlichung in Form der Rede, die nur an wenigen Stellen für den Druck überarbeitet wurde, erfolgt auf Wunsch der Künstlerinnen. Ich bin dankbar für die Möglichkeit und den Umstand, dass ich mit diesem Text und vor allem mit der Erwähnung bzw. Erklärung des titel spendenden Begriffs in einer meiner Lehrveranstaltungen, zu dieser überaus gelungenen Ausstellung und der Dokumentation dieses wichtigen Unterfangens, das ebenso spannende wie herausfordernde Gedanken von Donna Haraway und Jane Bennett in die Wirklichkeit kollektiven künstlerischen Arbeitens übertragen hat, beitragen durfte. (Thomas Ballhausen)



response-ability

Von Josefa Wiedemann, Toni Ofner, Maria Geiser, Vanessa Friedl,
Melanie Forsthuber, Clara Elixmann

Die Ausstellung response-ability ist das Ergebnis einer intensiven Zusammenarbeit von sechs Studentinnen der Bildenden Kunst der Universität Mozarteum. In einer Kooperation des Salzburger Kunstvereins mit der Universität Mozarteum erhalten Künstler*innen, die aus den verschiedenen Kunstbereichen nominiert werden, die Möglichkeit, sich im großen Saal des Salzburger Kunstvereins zu erproben.

Zentraler Ausgangspunkt der kollektiven Arbeit ist die Annäherung an die Theoriebildung der Biologin und feministischen Wissenschaftstheoretikerin Donna J. Haraway, die mit ihrer Theorie den titelgebenden Begriff der „Antwort-Fähigkeit“, response-ability (2008) prägte. In der Ausstellung steht response-ability titelgebend für die Antwort-Fähigkeit, die auf die Möglichkeit verweist, neu zu denken, sich in neuen Handlungsweisen auszuprobieren und dabei die Beziehungen mit anderen durch ein weitgreifendes Bewusstsein zu hinterfragen.

Wo die Theorie ungreifbar wird, tritt in der Installation Altkleidung als Metapher für response-ability als konkrete Präsenz im Raum auf. Die Begegnungen der Besucher*innen mit der Masse an Altkleidern verortet sich im Kreislauf der Kleidung. Irgendwo zwischen ihrem Entstehen und Vergehen. Der Raum wird durch die Projektion von Live-Übertragungen aufgebrochen. Diese Videobilder ermöglichen nicht nur eine Begegnung mit der Altkleidung aus anderen Perspektiven, sondern lenken zudem die Wahrnehmung auf die eigene Position und Wirkung. Es können unterschiedliche Wirklichkeitsdarstellungen im Raum wahrgenommen und reflektiert werden. Das Selbst und das Andere, Subjekt und Objekt, sowie deren wechselseitige Beziehungen zueinander werden beobachtbar.

Während der vorbereitenden Auseinandersetzung öffnete sich für die Künstlerinnen-Gruppe ein Prozess der Veränderung und von Perspektivenwechsel, der Kritik und Diskurs zulässt. Es entstanden Möglichkeiten, sich an Orte des Denkens und Handelns mitreißen zu lassen.

Dieser künstlerische Austausch hält Komplexität und Ambivalenz aus. Die Ausstellung versteht sich als ergebnisoffener Diskurs, der zur Transformation des Denkens und zur Öffnung neuer Perspektiven anregt. Irritationen und Infragestellungen werden ausgelöst, eine Konfrontation des Gewohnten erfolgt. Es entsteht ein Raum für Antwort-Fähigkeit. Die Annäherung an Haraways Theorien erfolgt aus einer künstlerischen Perspektive, die nicht den Anspruch erhebt, Antworten zu geben, sondern die Theorien vielmehr als Werkzeug nutzt, um das eigene Antwort-Vermögen zu hinterfragen, zu überdenken und zu erklären.

Danke:

*Wir danken dem Salzburger Kunstverein für das Hosting. Besonderem Dank gilt für jegliche Unterstützung und das Möglichmachen dieser Ausstellung: David Koch, Michaela Lederer, Sina Moser, Alexander Bersenkovitsch und den Mitarbeiter*innen der Caritas, Progress und fotohof. Für die persönliche Betreuung bedanken wir uns bei Beate Terfloth, Gregor Neuerer und Sigrid Langrehr. Wir freuen uns sehr über die inhaltliche Unterstützung und die wertschätzende Rede von Thomas Ballhausen.*

*Die Bilder auf Seite 68, 69, 74, 75, 78–83 waren Teil der Ausstellung:
response-ability*

2.–5. Dezember 2023

Vernissage 2. Dezember 2023, 18:00 Uhr







Toleranzpatent für die Juden in Wien und in Niederösterreich

Wien, 2. Januar 1782

Wir Joseph der Zweyte, von Gottes Gnaden erwählter R. Kaiser, zu allen Zeiten Mehrer des Reiches, König in Germanien, Hungarn und Böhmeim etc., Erzherzog zu Oesterreich, Herzog zu Burgund und Lotharingen, etc., etc., entbieten jedermann Unsere Gnade und geben euch hiemit gnädigst zu vernehmen:

Von Antretung Unserer Regierung an haben Wir es einen Unserer vorzüglichsten Augenmerke seyn lassen, daß alle Unsere Unterthanen ohne Unterschied der Nazion und Religion, sobald sie in Unseren Staaten aufgenommen und geduldet sind, an dem öffentlichen Wohlstande, den Wir durch Unsere Sorgfalt zu vergrößern wünschen, gemeinschaftlichen Antheil nehmen, eine gesetzmäßige Freyheit genießen und auf jedem ehrbaren Wege zu Erwerbung ihres Unterhalts und Vergrößerung der allgemeinen Aemsigkeit kein Hindernis finden sollten.

Da nun mit dieser Unserer gnädigsten Absicht die gegen die jüdische Nazion überhaupt in Unseren Erbländern und insbesondere zu Wien und in Niederösterreich bestehenden Gesetze und sogenannten Judenordnungen nicht durchaus zu vereinbaren sind, so wollen Wir dieselben kraft gegenwärtigen Patents insofern abändern, als es die Verschiedenheit der Zeit und Umstände nöthig machen.

1. Zwar geht Unser höchster Wille keineswegs dahin, der in Wien wohnenden Judenschaft in Beziehung auf die äußere Duldung eine Erweiterung zu gewähren, sondern bleibt es auch in Hinkunft dabey, daß dieselbe keine eigentliche Gemeinde unter einem besondern Vorsteher ihrer Nazion ausmachen, sondern wie bisher jede einzelne Familie für sich des Schutzes der Landesgesetze nach der ihr von Unserer N. Ö. Regierung ertheilten Duldung ruhig genießen soll; daß ihr kein öffentlicher Gottesdienst, keine öffentliche Synagoge gestattet werde; daß ihr hier eine eigene Buchdruckerey, zu ihren Gebet- und anderen hebräischen Büchern zu errichten, nicht erlaubt sey, sondern ist sie mit ihren nothwenigen Bestellungen diesfalls an die hinlänglich zureichende Druckerey in Böhmeim anzuweisen; wollte sie aber jüdische Bücher aus fremden Ländern hereinbringen, so ist sie

verbunden, in jedem besondern Falle, weil diesfalls das allgemeine Verbot entgegensteht, die Bewilligung anzusuchen und die fremden Bücher gleich allen übrigen Unterthanen der Zensur zu unterwerfen.

2. Ebenso haben Wir keineswegs zur Absicht durch diese neue Verordnung die Zahl der jüdischen Religionsgenossen weder in Wien noch überhaupt in Unseren Staaten zu vergrößern, oder fremde ohne wichtige Ursachen und besondere für sie sprechende Verdienste herein zu ziehen. Wir wollen vielmehr ausdrücklich, daß in Absicht auf die Zahl und Art, wie sie in Niederösterreich und hier in Wien gegenwärtig geduldet werden, es unverändert verbleiben und dort wo niemals Juden ansässig gewesen, auch künftig keinem, sich ansässig zu machen, zustehen soll; Wir hätten dann selbst nach Umständen und aus guten Ursachen, mit einem oder andern eine Ausnahme zu machen, zuträglich gefunden.

3. Nach diesen beybehaltenen Schranken der Duldung steht also auch künftig keinem Juden frey aus andern Erbländern nach Wien zu kommen um beständig hier zu bleiben, er habe dann dazu bey Unserer N. Ö. Regierung die Erlaubnis erhalten; der ausländische Jud hingegen muß solche unmittelbar bey Uns selbst ansuchen.

[...]

5. Gegen Entrichtung dieses Schutzgeldes ist dann der Entrichtende zwar befugt, sich mit seinem Weibe und denjenigen Kindern, die kein eigenes Gewerbe, keine abgesonderte Handlung treiben, sondern noch in seiner Versorgung stehen, in Wien aufzuhalten, Unsers landesfürstlichen Schutzes zu genießen und die seiner Nazion eröffnete Handlung zu treiben, oder die freygegebenen Nahrungszweige zu bearbeiten.

6. Es erstreckt sich aber dieser Schutz nicht zugleich auf den Sohn eines tolerirten Hausvaters, der sich verehligt und seine eigene Haushaltung zu machen anfängt, noch auf eine Tochter, die an einen hier noch nicht tolerirten oder einen auswärtigen Juden vermählt würde.

[...]

7. Auf dem offenen Lande in Niederösterreich zu wohnen bleibt den Juden wie vorhin noch ferner untersagt; es sey denn, daß sie irgend auf einem

Dorfe, in einem Markte, einer Landstadt, oder allenfalls auf einem bis hieher noch unbebauten (öden) Grunde eine Fabrick errichten oder sonst ein nützlich Gewerbe einführen wollten; in welchen Fällen sie immer um die Erlaubnis bey Regierung anzusuchen haben, ihnen aber, nachdem sie solche erhalten, auf dem Lande eben die Rechte und Freyheiten wie ihren Religionsgenossen in der Residenz zukommen.

Es bestehen demnach die Begünstigungen, welche der jüdischen Nation durch gegenwärtige Abänderung, wodurch die letzte Judenordnung vom 5^{ten} May 1764 ganz außer Kraft gesetzt wird, zufließen, in folgenden:

Da Wir die jüdische Nation hauptsächlich durch bessere Unterrichtung und Aufklärung ihrer Jugend und durch Verwendung auf Wissenschaften, Künste und Handwerke dem Staate nützlicher und brauchbarer zu machen, zum Ziele nehmen, so erlauben und befehlen Wir

8. gnädigst den tolerirten Juden in jenen Orten, wo sie keine eigenen deutschen Schulen haben, ihre Kinder in die christlichen Normal- und Realschulen zu schicken, um in diesen wenigstens das Lesen, Schreiben und Rechnen zu erlernen. Und obschon sie in Unser Residenz keine eigentliche Synagoge haben, so gestatten Wir ihnen dennoch für ihre Kinder eine eigene, normalmäßig eingerichtete, mit Lehrern von ihren Religionsgenossen besetzte Schule auf ihre Kosten zu errichten und zu diesem Ende drey taugliche junge Leute auszusuchen, welche sie zum ordnungsmäßigen Unterrichte in der Normallehrart an die hiesige Normalschuldirektion anweisen sollen. Diese ihre künftige Normalschule wird unter der nämlichen Oberaufsicht wie alle andern hiesigen deutschen Schulen stehen und soll, was derselben nähere Einrichtung vorzüglich in Ansehen der moralischen Bücher betrifft, das Nöthige ehestens an sie erlassen werden; nur wollen Wir ihnen vorläufig zu erkennen geben, daß Wir, um sie wegen ihrer Religionsübungen und Meynungen außer Besorgnis zu setzen, geneigt sind, die Entwerfung der moralischen Bücher ihnen selbst zu überlassen, mit dem Vorbehalte jedoch, daß sie dieselben zur Uebersetzung und Bestätigung der hiesigen Schuloberaufsicht zu überreichen haben.

9. In Ansehen der höheren Schulen, da ihre Besuchung jüdischen Religionsgenossen niemals untersagt gewesen, wollen Wir diese Erlaubnis hier bloß erneuern und bestätigen.

10. Zur Erleichterung ihres künftigen Unterhalts und Vorbereitung der nöthigen Erwerbungswege gestatten Wir ihnen gnädigst, daß sie von nun an alle Gattungen von Handwerken und Gewerben hier und anderwärtig bey christlichen Meistern, allenfalls auch unter sich selbst, erlernen und in dieser Absicht sich bey christlichen Meistern als Lehrjungen aufdingen oder als Gesellen arbeiten, und jene (die christlichen Gewerbsleute) sie ohne Bedenken aufnehmen können; welches jedoch nicht dahin zu deuten ist, als wollten Wir Juden und Christen darinnen einen Zwang auflegen, sondern Wir räumen beyden Theilen bloß die Freyheit ein sich hierüber nach Wohlgefallen untereinander einzuverstehen.

11. Wir verleihen weiters hiemit der jüdischen Nation das allgemeine Befugnis, alle Gattungen von Gewerben, jedoch ohne Bürger- und Meisterrecht, als wovon sie ausgeschlossen bleiben [...] Die Malerey, Bildhauerey und die Ausübung anderer freyer Künste ist denselben gleichfalls wie den Christen überlassen; so wie Wir

12. den jüdischen Religionsgenossen auch unter allen unbürgerlichen (nicht bürgerlichen) Handlungszweigen vollkommen freye Wahl geben und sie berechtigen, sich um das Befugnis der Großhandlung unter den nämlichen Bedingnissen und mit eben den Freyheiten zu bewerben, wie sie von Unsern christlichen Unterthanen erhalten und getrieben werden.

13. Da die Anlegung von Manufakturen und Fabriken ihnen von jeher erlaubt war, so ergreifen Wir hier bloß die Gelegenheit, indem Wir diese Erlaubnis gewissermaßen erneuern, sie zu solchen gemeinnützigen Unternehmungen öffentlich aufzumuntern.

14. Wir gestatten ihnen ferners zu Unterbringung ihrer Kapitalien und deren Sicherstellung auf liegende Güter oder sogenannte Realitäten leihen zu dürfen, daß sie jedoch sich dieselben einschätzen zu lassen nicht befugt seyn sollen.

15. Bey so vielen der Judenschaft eröffneten Erwerbungsweegen und dem dadurch entspringenden, mannigfältigeren Zusammenhange mit Christen fodert die Sorgfalt für die Aufrechterhaltung des gemeinschaftlichen Zutrauens, daß die hebräische und hebräisch mit deutsch vermengte, sogenannte iüdische Sprache und Schrift abgeschaffet werde; Wir heben daher den Gebrauch derselben in allen öffentlichen in- und außergerichtlichen

Handlungen ausdrücklich auf, statt der sich künftig der landesüblichen Sprache zu bedienen ist; und um allen Ausflüchten und Einwendungen, als wäre eine so geschwinde Folgeleistung nicht wohl möglich gewesen, vorzubeugen, so bestimmen Wir eine Frist von zwey Jahren, die vom Tage dieses Unsern Patents zu rechnen ist, binnen welcher alle dieserwegen nöthigen Aenderungen und Vorkehrungen füglich getroffen werden können und sollen; Wir erklären daher hiemit alle nach der Zeitfrist in hebräischer Sprache verfaßten oder auch nur mit hebräischen und jüdischen Buchstaben geschriebenen Instrumente für ungültig und nichtig.

16. Um den tolerirten Juden in ihren Erwerbungswegen auch von Seite des Dienstvolks eine Erleichterung zu verschaffen, so wird ihnen fürhin gestattet, so viel jüdische oder auch christliche Dienstleute zu halten als ihre Geschäfte fodern.

[...]

18. Durch gegenwärtige Verordnung lassen Wir es von der bisherigen Beschränkung auf bestimmte Judenhäuser abkommen und erlauben den tolerirten Juden eigene Wohnungen sowohl in der Stadt als in den Vorstädten nach ihrer Willkür zu miethen.

19. Nicht minder heben Wir die von fremden Juden bisher entrichtete Leibmauth gänzlich auf und erlauben hiemit denselben zu Betreibung ihrer Geschäfte von Zeit zu Zeit den freyen Eintritt in Unsere Residenz und zwar ohne daß sie künftig Kost und Wohnung ledig bey tolerirten Juden oder jüdischen Garköchen zu suchen gezwungen, sondern ihre Einkehr, Gewölber und Kost für ihr Geld wo sie wollen zu nehmen berechtiget sind;/ Wir halten Uns jedoch gerechtest vor, wegen Entschädigung derjenigen, welche die Leibmauth derzeit beziehen, von der Judenschaft ein minder beschwerliches Aequivalent einzuheben.

20. Weil Wir aber bereits erkläret, daß Wir die Zahl der ansässigen Judenfamilien hier nicht vergrößert haben wollen, so müssen die herkommenden fremden Juden gleich bei ihrer Ankunft sich bey der N. Ö. Regierung melden, ihre Geschäfte und die Zeit, welche zu deren Vollendung nöthig ist, anzeigen, auch hierüber die Bestätigung oder allenfalls eine andere Ausmessung von der Landesstelle erwarten. Sobald diese Frist verstrichen,

müssen sie entweder von hier abgehen oder bey Regierung um eine Verlängerung ansuchen.

[...]

23. Uibrigens werden hiemit noch die für die Juden sonst bestandenen doppelten Gerichts- und Kanzleytaxen durchaus abgestellt und

24. uiberhaupt alle bisher gewöhnlichen Merckmaale und Unterscheidungen, als das Tragen der Bärte, das Verbot an Sonn- und Feyertagen vor 12 Uhr nicht auszugehen, öffentliche Belustigungsörter zu besuchen und dergleichen, aufgehoben; im Gegentheile wird den Großhändlern und ihren Söhnen sowie den Honoratioren auch Degen zu tragen erlaubt.

25. Da Wir nun durch diese Begünstigungen die jüdische Nazion in Absicht auf ihre Nahrungswege und den Genuß der bürgerlichen und häuslichen Bequemlichkeiten andern fremden Religionsverwandten beynahe gleichsetzen, so weisen Wir dieselben zugleich zur genauen Beobachtung aller politischen, bürgerlichen und gerichtlichen Landesgesetze ernstlich an, als an welche sie gleich allen übrigen Insassen gebunden, sowie in ihren Angelegenheiten in politischen und Rechtsvorfällen der Landesstelle, der Ortsobrigkeit, nach der jeder Behörde zustehenden Gerichtsbarkeit und Thätigkeit (Aktivität) unterworfen bleiben; und versehen Wir Uns zu ihrer Pflicht sowohl als zu ihrer Dankbarkeit, daß sie dieser Unsrer Gnade und der ihnen daher zufließenden Freyheiten nicht mißbrauchen, durch Ausschweifungen und Zügellosigkeit kein öffentliches Aergernis geben und die christliche Religion nirgend irren, noch gegen dieselbe und ihre Diener Verachtung zeigen werden, weil ein Frevel dieser Art auf das strengste bestraft und dem, so ihn begangen, nach Beschaffenheit der Umstände die Abschaffung von hier und aus allen Unsern Ländern zuziehen würde.

[...]

Quelle: *Klueting*, Der Josephinismus – Ausgewählte Quellen zur Geschichte der thesianisch-josephinischen Reformen (1995)

Aus dem „Phädon“

[...]

Eine Kleinigkeit, mein lieber Sokrates! Das Wort *entgegengesetzte* macht mir einiges Bedenken. Ich sollte nicht glauben, daß schnurstracks entgegengesetzte Zustände unmittelbar auf einander folgen könnten.

Richtig! versetzte Sokrates. Wir sehen auch, daß die Natur in allen ihren Veränderungen einen Mittelzustand zu finden weiß, der ihr gleichsam zum Uebergange dienet, von einem Zustande auf den entgegengesetzten zu kommen. Die Nacht folgt z.B. auf den Tag, vermittelt der Abenddämmerung, so wie der Tag auf die Nacht, vermittelt der Morgendämmerung: Nicht?

Freylich.

Das Große wird in der Natur klein, vermittelt der Abnahme, und das Kleine hinwiederum groß, vermittelt des Anwachsens.

Richtig.

Wenn wir auch in gewissen Fällen diesem Uebergange keinen besondern Namen gegeben: so ist doch nicht zu zweifeln, daß er wirklich vorhanden seyn müsse, wenn ein Zustand natürlicher Weise mit seinem Widerspiel abwechseln soll: denn muß nicht eine Veränderung, die natürlich seyn soll, durch die Kräfte, die in die Natur gelegt sind, hervorgebracht werden?

aus: Moses Mendelssohn, Phädon. Oder die Unsterblichkeit der Seele, Berlin u. Stettin 1767, S. 52f.

[...]

Seyn und Nichtseyn wären also zween Zustände, die unmittelbar aufeinander folgen, die sich einander die nächsten seyn müßten; wir haben aber gesehen, daß die Natur keine solche Veränderungen, die plötzlich und ohne Uebergang geschehen, hervorbringen kann. Erinnerst du dich wohl noch dieses Satzes?

Sehr wohl, sprach Cebes.

Also kann die Natur weder ein Daseyn noch eine Zernichtung hervorbringen?

Richtig!

Daher gehet bey der Auflösung des thierischen Leibes nichts verloren. Die zerfallenen Theile fahren fort zu seyn, zu wirken, zu leiden, zusammen gesetzt und getrennt zu werden, bis sie sich durch unendliche Uebergänge in Theile eines andern Zusammengesetzten verwandeln. Manches wird Staub, manches wird zur Feuchtigkeit, dieses steigt in die Luft, jenes geht in eine Pflanze über, wandelt von der Pflanze in ein lebendiges Thier, und verläßt das Thier, um einem Wurme zur Nahrung zu dienen. Ist dieses nicht der Erfahrung gemäß?

Vollkommen, mein Sokrates! antworteten Cebes und Simmias zugleich.

aus: Moses Mendelssohn, Phädon. Oder die Unsterblichkeit der Seele, Berlin u. Stettin 1767, S. 65f.

Ausgewählte Textstellen aus Briefen der Familie Mozart

(zusammengestellt von Rainer J. Schwob im Januar 2024)

Bauer/Deutsch 1962–1975

**W.A. Mozart. Briefe und Aufzeichnungen. Gesamtausgabe*, hg. von der Internationalen Stiftung Mozarteum Salzburg, gesammelt und erläutert von Wilhelm A. Bauer und Otto Erich Deutsch, auf Grund deren Vorarbeiten erläutert von Joseph Heinz Eibl, 7 Bde. [erweiterte Ausgabe mit einer Einführung und Ergänzungen hrsg. von Ulrich Konrad: 8 Bde.], Kassel [u.a.]: Bärenreiter, 1962–1975, Bd. 8: 2005.*

Bauer/Deutsch I (1755–1776)

56. Leopold Mozart, Schwetzingen, an Lorenz Hagenauer, Salzburg, 19.7.1763: „wir sind nun wirklich immer in orten, wo 4 Religionen sind. nämlich Catholisch, Lutherisch, Calvinisch, und Juden“ (mit Bezug auf die Pfalz).

62. Leopold Mozart, Frankfurt [a.M.], an Lorenz Hagenauer, Salzburg, 13.8.1763: „Es giebt [in Frankfurt] doch einige schöne Gebäude, doch wenige: Hingegen giebt es schöne Kaufmanns Gewölber, und viel 1000. Juden.“

B/D 64. Leopold Mozart, Koblenz, an Lorenz Hagenauer, Salzburg, 26.9.1763: „Ja ich muß sagen, daß ich in der That mich sehr gewundert über die Lauigkeit, und schmutzige, nachlässige und recht bäuerische Art, mit welcher die Kirchen Ceremonien in Maynz und Coblenz gehalten werden. Es ist kein Wunder, wenn es den Lutheranern, Calvinisten und Juden, mit denen diese gegenden angefüllt sind, mehr zur Aergerniß als zur Auferbauung dienet. In Maynz und Coblenz selbst sind zwar keine Lutheraner, noch Calvinisten: aber destomehr Juden, Sie kommen aber genugsam dahin, ihrer Verrichtungen halber, und es ist nur der Umstand, daß Sie alda nicht ansässig sind; weil in den gegenden die meisten Örter aus Menschen von 4. auch 5.ley Religionen bestehen, mit einem Worte! unser Hof ist wirklich ein zweyter Römischer Hof, und unser gnädigster Erzbischof ein anderer Pabst.“

B/D 67. Leopold Mozart, Brüssel, an Lorenz Hagenauer, Salzburg, 17.10. bis 4.11.1763 (über die Domkirche): „Das psallieren ist mehr eine Judenschule als ein Christlicher Gesang: und den Buben, so die Antiphonen singen, soll man mit etwas — das Maul stopfen; Es ist unmöglich zu glauben: Sie singen absolute gar nicht, sondern sie schreyen, wie abgefeymte Gassen Spitzbuben aus vollem Halße, als wenn sie närrisch wären.“

B/D 92. Leopold Mozart, Chelsea bei London, an Lorenz Hagenauer, Salzburg, 13.9.1764: „Ich war gänzlich entkräftet, und der Magen war ganz verdorben; und da der Medicus den 25. len kam, so war er etwas verlegen, und sagte: ich wäre kein Subiectum, viele Medicamenten zu nehmen, ich sollte nun essen, und durch speisen nach und nach sehen zu Kräften zu kommen; und so verlies er mich [...] so brachte mir ein Freund, Namens Sipruntini, der ein gebohrener Jude ist einen Medicum seinen Vetter, der ein Portugiesischer Jude war, und dieser kam durch ein Rhabarb:Pulver, dazu er magenstärkende Sachen gemischt, und das mir eine gelinde Evacuation gemacht, und durch einen gewissen Tranck, davon ich 4. Täge alle Tag eine kleine Coffeé Schalle voll 3.mahl nehmen muste, und ich ieden Tag frisch bekam, meinen Magen wieder in so guten Stand, daß ich nicht nur nam und nach mehr Appetit bekam, sondern, da ich in Chelsea einige Tage war, bald einen ordentlichen Hunger spürte. [...] Vom 29. len Julii bis 4. ten aug: war abscheuliches Regenwetter. Unter dieser Zeit nahm ich des besagten Hebräischen Medici ordinirte Medicinen. Ich zeigte natürlicher Weise dem Jüdischen Medico die Recepten der gebrauchten Medicamenten; Er sagte gegen mich kein Wort dawieder: Allein nach der Hand im weggehen schmähete er wieder den Medicum, den er nicht kennet, und sagte, daß er durch das 2.mahl mir gegebene Opium die Nerven angriffen habe. Der obbemelte Sipruntini ist ein grosser Virtuos auf dem Violoncello, er ist eines Holländischen Juden Sohn. Er fand den Jüdischen Glauben und ihre Ceremonien und Gebote, nachdem er Italien und Spanien durchgereiset, lächerlich: er hat solchen glauben demnach verlassen; doch weis ich noch nicht, ob er sich tauffen lassen, und da ich nächstens von Glaubenssachen mit ihn sprach, so fand ich aus allen seinen Reden, daß er sich dermahlen begnüget, Einen Gott zu glauben, diesen beförderst, dann seinen Nebenmenschen wie sich selbst zu lieben, und als ein ehrlicher Mann zu leben. Ich gab mir Mühe ihm Begriffe von unserm Glauben beyzubringen, und ich brachte es so weit, daß er nun mit mir eins ist, daß unter allen christlichen Glauben, der Catholische der beste ist. Ich werde mit

nächsten wieder eine Attaque machen: dan man muß ganz gelinde darein gehen. Gedult! Vielleicht werde ich noch Missionarius in Engelland.“

B/D 93. Leopold Mozart, London, an Lorenz Hagenauer, Salzburg, 27.11.1764: [*Ausführliche Beschreibung der Großstadt London mit vielen Zahlenangaben.*] „Es sind hier bey 143. Kirchspiele, oder abtheilungen. 108 grosse Kirchen. und 71. Pfarr Capellen [...] Hier sind 32. fremde Kirchen, 147. Capellen und Versammlungshäuser von unterschiedlichen benennungen, und drey Jüdische Synagogen.“

B/D 96. Leopold Mozart, London, an Lorenz Hagenauer, Salzburg, 19.3.1765: „Ich muß ihnen doch in der Geschwindigkeit eine artige Geschichte erzehlen. Hier ist der Gebrauch, daß wenn ein Kind getauft wird, so sind neben anderen guten Freunden die hauptpersonen 1. Gevatter und 2. Gevatterinnen. Man pflegt allzeit zu Hause, und gemeiniglich viele Täge und auch Wochen das Kind erst taufen zu lassen nach der Geburth. Ein Musickhändler |: welche auch Instrument: verkauffen |: ein Teutscher aus Hessen, dessen Frau eine Schweizerin ist, bath meine Frau mit einem gewissen teutschen Herrn und einer teutschen Jungfer bey der taufe seines Kindes zu Gevatter zu stehen. Wir entschuldigten uns immer; bis endlich der Teutsche Herr Gevatter ein Commissarius aus Braunschweig uns selbst ansuchte. Die Tauffe war 4. Wochen nach der Geburt Abends um 5. Uhr. Die Merckwürdigkeit dieser Tauf bestehet darinne, daß der *Vatter* des Kinds gar keine Religion hat, und seine Gründe nur darinne bestehen, daß *man Gott anbethen, ihm und seinen Nebenmenschen lieben und ein ehrlicher Mann seyn müsse*. Die Mutter, die gegenwärtig war, ist eine *Calvinistin*, und hält ihre Religion noch so zimmlich. Der Herr Gevatter ist Luterisch, und die Jungfrau Gevatterin Calvinisch, meine Frau als die 2. weibliche Gevatterin eine gut catholische Salzburgerin, und der Herr Pastor |: der hier Minister genennet wird |: ist englischer Religion. Wie gefällig ihnen diese Tauf compagne? — — für uns catholischen war bey der Tauf selbst nichts ungewöhnliches; *denn der Glaub in Gott*, und das *Vatter unser*, so hier gebethet wurde ist nach der englischen Kirche von Wort zu Wort, wie bey uns. Aber die Lutheraner und Calvinistin musten etwas ihnen ungewöhnliches mitmachen, nämlich mit uns allen niederknien, dann in der englischen Kirche wird kniend gebethet. war es nicht schade, daß nicht auch noch ein Jude, wenigst in der Compagnie ware? Wenn Herr Zunsen ein Jude und Commissaire von Paderborn, der oft zu uns kommt, nachricht gehabt hätte, so würde er wenigst zum Tauf Soupé gekommen

seyn; Sie müssen aber wissen, daß die herrlichen Juden keine Bärte, und samtene Kleider und harbeutl Peroucken tragen; daß, sonderlim die Portugesischen Juden mit allem Aufputze, wie ein Franzos, in ihre Synagoge gehen, und gahr nichts an ihnen zu sehen ist, was einem Juden gleicht. ja Sie müssen auch wissen, daß die grossen und andere nach der Mode denkende Juden so wenig ihren Glauben halten, als der grosse Theil der französischen, Englischen, Italiänischen und Portugesischen Christen; da jene, wie diese wenn der Dies Domini, das ist Sabath und Sonntag kommt aus der Statt den Abend zuvor fahren, und auf ihren Landgüttern bleiben, bis dieser traurige Bett-Tag vorbey, weil an solchen Tagen weder Comedie noch opera noch andere Lustbarkeit in der Statt ist: und würden den die gemeinen Leute in der Kirche Platz finden, wenn die grossen und Reichen auch dahinn giengen? — — Sie bleiben aus Complaisance weg.“

B/D 99. Leopold Mozarts Reisenotizen. London 1764 [23.4.1764–4.9.1765] [*hauptsächlich eine lange Liste von Namen; offenbar notiert er auf diese Weise Kontaktpersonen. Gelegentlich sind einige Namen mit einer geschweiften Klammer zusammengefasst, z.B. Z. 128–133*]:

Juden { Mr. Zuns at M. Salter's the grocer the Corner in Pultney Street.
Brewer Street
Mr. Liebmann in Pultney Street.
Mr. de Simon
Mr: d'Almada in *Took's Court, Chancery Lane*
Mr. Frenck.

Bauer/Deutsch II (1777–1779)

B/D 406. Leopold Mozart, Salzburg, an seinen Sohn, Mannheim, 19.1.1778 [*es geht offenbar darum, welche Kleider nach Paris mitzunehmen sind*]: „deine 2 schlechte Sommerkleider kannst du in Mannheim verkauffen, die Juden bezahlen oft eine Sache besser und gewiß besser als hier. wo nicht – so mags die Mamma mit nach Hause nehmen.“

B/D 475. Mozart, Paris, an Abbé Joseph Bullinger, Salzburg, 7.8.1778 [*es geht darum, einen Kapellmeister zu finden*]: „denn da weis ich nur gar zu wohl, daß alle diese herrn schon so begierig und hofnungsvoll darauf warten, wie die juden auf den Meßias —“

Bauer/Deutsch III (1780–1786)

B/D 629/84–86: „die fl: v: Auerhammer und ich erwarten die 2 Doppel-Concert mit sehnsucht – ich hoffe wir werden nicht so fruchtlos darauf warten wie die Juden auf den Meßias.“

B/D 691. Mozart, Wien, an seinen Vater, Salzburg, 11.9.1782: [...] „die Jüdin Escules wird freylich ein sehr gutes und nützlich instrument zur freundschafts=trennung zwischen dem kayser und Russischem hofe gewesen seyn – denn sie ist wirklich vorgestern nach berlin geführt worden, um dem könig das vergnügen ihrer gegenwart zu schenken; – die ist also eine hauptSau – denn sie war auch die einzige ursache an dem unglück des gñthers [...]“ [eine Spionage-Affäre, vgl. Kommentar: der Geheimkabinetts-konzipist Johann Valentin Günther wurde durch seine Geliebte Eleonore Esceles, Tochter des Oberlandesrabbiners von Böhmen und Mähren, nach Geheimnissen ausgehorcht und bei der Polizei kompromittiert. Er wurde nach Hermannstadt / Siebenbürgen versetzt, sie nach Berlin abgeschoben. So ähnlich schildert es Mozart, der ihn in der Folge als „ein sehr guter freund von mir“ bezeichnet und am Vorabend der Verhaftung Günthers bei diesem soupiert hatte. Offenbar wurde das ‚Verbrechen‘ nicht als besonders schlimm gewertet, denn um 1802 erwirkte die Eskeles eine Rehabilitation, kehrte zurück nach Wien, begründete dort einen Salon und kam durch Goethe auch in den Besitz von Mozart-Autographen. Vgl. G. Gugitz, Zu einer Briefstelle Moazrts (Die Affaire Günther-Eskeles), MM [[Mozarteums-Mitteilungen]] 2–3, Febr.–Mai 1921, S. 41ff.]

B/D 722/28–38. Mozart, Wien, an seinen Vater, Salzburg, 22.1.1783: „– Ja – da fällt mir eben ein daß ich ihnen immer zu schreiben vergessen habe daß ich seit anderthalb Monathen ein anders logis habe – aber auch auf der hohen brücke – und wenige häuser entfernt; – wir Wohnen also, im kleinen Herbersteinischen hause, N: 412 im 3:t Stock; – bey H: v: Wezlar – einen Reichen Juden. – Nun da habe ich ein zimmer – 1000 schritt lang und einen breit – und ein schlaf=zimmer – dann ein Vorzimmer – und eine schöne grosse küche; – dann sind noch 2 schöne grosse Zimmer neben unser welche noch leer Stehen – diese benutzte ich also zu diesen hausball – Baron wezlar und sie – waren auch dabey – wie auch die Baron Waldstätten – H: v: Edelbach – gilowsky, der Windmacher – der Junge Stephani et uxor – Adamberger und sie – lange und langin – etc etc: – Ich kann ihnen ohnmöglich alle hersagen.“ [Laut Kommentar Bd. VI, S. 129 und S. 94,

handelt es sich um Raimund Wetzlar von Plankenstein (1752–1810), Sohn des in B/D 644/7 genannten Karl Abraham Wetzlar von Plankenstern (1716–1799); „er war aus Offenbach nach Wien eingewandert und hatte 1777 konvertiert und 1778 den Adel erhalten. Sein ältester Sohn Raimund (1752 bis 1810) ist Mozarts späterer Hausherr“ (S. 94). Ergänzend dazu:]

B/D 747/8–17. Mozart, Wien, an seinen Vater, Salzburg, 21.5.1783: „ich und meine frau hätten auch bald einen rechtschafnen freund von uns verloren; den Baron Raymund Wetzlar, alwo wir wohnten. – Nun fällt es mir erst ein daß ich seithero schon in der zweyten wohnung bin, und habe es noch nicht geschrieben. – der Baron Wetlar [sic] hat in seine wohnung eine Dame bekommen. – und wir sind also ihm zu gefallen ausser der zeit in eine schlechte logis auf den kohlmarkt gezogen. – erhat [sic] aber hingegen für die 3 Monathe als wir dort logirten nichts angenommen, und die kosten des ausziehens auch übernommen. unterdessen suchten wir ein gutes quartier; – und fanden es auf den Juden Platz alwo wir nun sind. – auf dem kohlmarkt hat auch er alles gezahlt.“ [Baron Wetzlar nochmals in Z. 23 erwähnt... und als „wahre(r) gute(r) freund“ in:]

B/D 752/27–39. Mozart, Wien, an seinen Vater, Salzburg, 18.6.1783: „Nun wegen der gevatterschaft! – hören sie was mir geschehen ist. – ich liess die glückliche Entbindung meiner frau gleich dem Baron Wetzlar |: als meinem wahren guten freund |: benachrichtigen; – er kamm gleich darauf selbst – und offrirte sich zum gevattern – ich konnte es ihm nicht abschlagen – und dachte bey mir, ich kann ihn deswegen doch Leopold nennen— und als ich das dachte*){*) von Mozart unten korrigiert in: „sagte“} – so sagte er voll freuden – Ah, nun haben sie einen Raymundl – und küsste das kind – was war also zu thun – ich liess den Buben also Raymund Leopold taufen. – Ich kann ihnen aufrichtig gestehen daß wenn sie mir nicht ihre Meynung darüber in einem Briefe geschrieben hätten, im mich sehr Embaraßirt würde befunden haben – und ich wollte nicht gut Stehen, ob ich es ihm nicht etwa rund abgeschlagen hätte! – ihr brief tröstet mich aber daß sie mit meinem Verfahren nicht unzufrieden seyn werden! – er heisst Ja doch auch Leopold.“

B/D 883/12–17. Leopold Mozart an seinen Schwiegersohn, St. Gilgen: [Offenbar sollte Leopold Schmuck bei einer Licitation = Versteigerung nicht unter 1200 f verkaufen, konnte jedoch diesen Preis nicht erzielen, zumal versehentlich die Nadel fehlte.] „Die Juden waren gestern freilich

noch da, – ich war bey ihnen, – allein, wie ich dachte, so wars auch: nach der Licitation, wobey, und durch andere Nebenhandlungen sie vieles HGeld ausgegeben, war der Eyfer erkaltet. Sie sagten zwar, sie wollten heute Frühe zwischen 8 und 9 zu mir kommen: allein ich sahe keine judenseele; ja ich vermuthe daß es eine Entschuldigung war, und sie bereits abgereiset sind.“

B/D 884/78–84. Leopold Mozart, Salzburg, an seine Tochter St. Gilgen, 6.10.1785: *[Es geht immer noch um den Schmuck ohne Nadel.]* „Als ich euch darum schrieb, war nur der Münchnerjude bey mir um solchen zu sehen. – als ich wusste, das der Wienerjude auch da war, dann gieng ich zum Traubenwirth, und sagte es beyden: sie kamen also beyde, und das war in der ersten Hitze vor der Licitation. der einzige Vortheil möchte seyn, daß beyde um den Schmuck wissen und kennen, im Fall sie etwa solchen benutzen oder mit Vortheil zu verhandeln eine Gelegenheit finden.“ [Traubenwirth: Gasthaus zur Traube / heute Hotel Traube in der Linzergasse]

B/D 939/102–106. Leopold Mozart, Salzburg, an seine Tochter, St. Gilgen, 9.3.1786, Fortsetzung 11.3.1786: „Den Schmuck habe dem H: Marchand in Händen gelassen, wenn etwa eine Gelegenheit sich finden möchte, solchen anzubringen: da er diesen Sommer uns sicher besucht, so kann er ihn zurückbringen. Juden und Händler die wieder recht darauf gewinnen wollen, kauffen ihn schwerlich. warum dort der Wienerjude so viel in der Hitze geben wollte habe gleich in einem paar Stunde durch sein betragen bey der Licitation entdeckt. Alles seiner Zeit mündlich.“

B/D 952/67–71. Leopold Mozart, Salzburg, an seine Tochter, St. Gilgen, 28.4.1786: „Mit dem schmuck hat H: Marchand noch nichts machen können. – ein jude, der ihn sahe, both ihm 850 f darauf NB ohne Nadl. Er wollte mir ihn durch Md:me Cannabich zurückschicken, – ich bath ihn aber, solchen noch zu behalten, bis er selbst nach Salzb: reiset: vielleicht könnte sich doch in München etwas ergeben.“

Bauer/Deutsch IV (1787–1857)

B/D 1038/73–82. Leopold Mozart, Salzburg, an seine Tochter, St. Gilgen, 9.3.1787: „Schon oft hatte man dem Juden Laudon gerathen, daß er sich von hier weg begeben möchte; – allein, weil er wusste, daß er grosse Protecktion hatte, gieng er nicht. – Nun wurde ihm durch ein Decretum

proprium des Erzb: vom Statt Syndico angekündigt, daß er als *gestern* Salzb: verlassen solle. Vor 6 uhr abends, wo die bestimmte Stund kamm, erschien ein Schreiber vom Rathhause in dessen Wohnung bey dem Hofwürrth. 2 Ammtsdiener waren auf der Strasse in einiger Entfernung. Um 6 uhr musste er fort fahren, sonst wäre er mit den 2 Schergen hinausgeführt worden. Deo Sint Laudes! wenigst trägt er 6000 f Gewinn, den er nach und nach verschickte, von Salzb: weg. wollt ihr alle seine Stücke wissen? Vieles wisst ihr!“ *[Kommentar zu B/D 1020/30: ‚Laudon‘: der Portugiese Laudon, ‚der bey dem Hofwirth wohnt‘, in Nr. 880/60 erstmals genannt; im März 1787 aus Salzburg ausgewiesen (vgl. Nr. 1038/73ff.)‘ Im Kommentar zu 880/60 steht auch nicht mehr.]*

Impressum

Leitungsteam Mozart:Forum:

Yaara Tal

Yvonne Wasserloos

Hannfried Lucke

Gernot Sahler (Leitung)

Max Volbers (Stellv. Leitung)

Universität Mozarteum Salzburg

Mirabellplatz 1, 5020 Salzburg, Austria

^T +43 676 88122 188

^E info@moz.ac.at

Herstellung/Inhalt: Universität Mozarteum Salzburg

Die visuellen Beiträge der Seiten 68, 69, 74, 75, 78–83: Department für
Bildende Künste & Gestaltung der Universität Mozarteum Salzburg

Verlags- und Herstellungsort: Salzburg, Austria

Konzept: Gernot Sahler

Redaktion: Max Volbers

Gestaltung: Abteilung für PR & Marketing

Druck: Samson Druck GmbH

Für den Inhalt verantwortlich: Elisabeth Gutjahr, Rektorin

© 2024

